

Elisabeth Grabowski †

Lichtbild Max Glauer Oppeln

Höre, Europa!

Friedloses Europa, inmitten von tosenden Stürmen:
Schau dich selbst im Spiegel unseres Lands!
Ach, der Gegenwart irregeleiteter Tanz
Hält nicht vor Hochöfen, Fördertürmen,
Grubenrädern, Zechen und Hütten —
Gier, Haß und Elend wirbeln inmitten . . .

Da habt ihr im Kleinen die Welt im Großen:
Schönhohle Worte und dahinter das Nichts!
Grenzpfähle, in Acker und Erz gestoßen,
Heimatlose, zerschlagenen Gesichts,
Die Straßen zerrissen, von Grenzen versperrt,
Das Herz des Volkes herüber, hinüber gezerrt,
Verfemtes Volk, wie Mörder und Diebe,
Land ohne Heimat, Land ohne Liebe!

Höre, Europa, die klagende Stimme,
Weinen und Fluch eines entmannten Lands!
Heiho! Europa, dein eigener Totentanz
Lebt hier in mühsam verhaltenem Grimme:
Wir hämmern und graben und fronen im tiefen Schacht
Und nennen's: dem guten Europäer sein Grab gemacht.

Denn einst kommt die Sintflut der großen Stunde,
Der Eingegangten hoher Feiertag;
Dann flammt das Recht aus jedes einzelnen Munde,
Holt aus die Uhr zum letzten Schlag:
Die Nächte gluten voller Feuermale,
Aufsährt der Freiheit rote Förderschale
— Oh Menschenwürde! — in des neuen Tages Licht.
Glückauf, zerrissenes Europa, dann zur letzten Schicht!

Alfons Handuf.

Ende

Novellette aus Oberschlesien von August Scholtis, Gleiwitz

Wer dann auf dem Felde ist, wird
Haus und Hof nimmer mehr wieder-
sehen. Denn das Ende kommt wider
Erwarten und unerbittlich.

Aus einer oberschlesischen Bibel:
Zum Weltuntergang.

I.

Padolan, der ergraute Bauer aus dem Dorfe links der Oder, hatte den ganzen Tag, wie schon eine Reihe von früheren Tagen, seine Ländereien rechts des Flusses gepflügt und gegegt. Zur Saat sauber gemacht.

Nun ratterte sein Wägelchen heimwärts, denn der Abend webte. Auf der Oderbrücke in der Ferne, welcher das Gefährt zustrebte, sang eine Amsel den Frühling ein und schnitt mit ihrer Flöte goldene Scheiben in die Sonne. Diese stäubten sich über die ganze Landschaft, bis hinaus zu den Beskiden, wo Menschen dreifach Sprachen durcheinanderhüten. Die Ohren Padolans klangen voll von Arbeitsfrieden. Die Eggen, der Pflug und die sonstigen wunderlichen Werkzeuge der Feldbestellung, stapelten sich hinter dem alten, hemdsärmeligen Manne wie eine Verwüstung, inmitten deren er auf einem, über die Wagenseiten gelegten Brette, sinnend thronte. Gegen uralte Gewohnheit nämlich, ließ er seit vorigem Frühjahr nichts mehr über Nacht auf dem Acker liegen. Brachte allabendlich jedes kleinste Gerät heim. Denn diese unglückselige Abstimmung brachte wildfremde Menschen ins Land und machte doch aus den wenigen Guten nur noch Diebe und Hallunken. „Morgen säe ich. Übermorgen auch. Dann kommt Christi Himmelfahrt. Dann säe ich wieder. Bin ich rechts der Oder fertig, säe ich links des Flusses, auf besserem Grunde, der es nachholt. Gott schenke mir gutes Wetter.“

Autos mit Franzosen und Italienern rasten an ihm vorbei. Dem fernen Industriebezirk entgegen. Störten ihn in seinen Saatgedanken. In seiner Heimwegruhe. In seinen schweren Dispositionen.

Diese Franzosen!

Wie ulkig die nur um den Kopf aussehen! Meine Bibianka könnte aus diesen Striegeln ganz gut die kleinen Gänse füttern.

Er lachte laut hinter den Kraftwagen her. Wie ein Spitzbube. Was das alles nur für einen Sinn haben soll, dieses ewige Herumgefahren. Dazu noch mit den Flinten und aufgepflanzten Säbeln. Man kann nicht einmal seine Ackergeräte auf dem Felde liegen lassen. Früher, mein Gott, was waren das für schöne Zeiten! Dieser dumme Krieg! Laki pierunski Apstimmung! hlupi!

Das kommt alles davon, daß die Menschen zu wenig beten. Arbeiten wollen sie auch nicht mehr.

Nur mit dem Munde! Hm. Hm.

Das Wägelchen furrte melodisch weiter. Der Oder entgegen. Jetzt rumpelte es über die Brücke. Wie über einen uralten morschen Sarg. Die trägen Fluten krauschten die Stirnen, wie gespenstische Wesen und über ihnen in der Ferne standen die Patenberge. Die Beskiden, an deren Fuße die Menschen dreifach Wesen hüten.

Padolan schrak auf.

Hörte er nicht ein menschliches Stöhnen? Ein tierisches Quitschen unter der Brücke? Ein Rufen?

Sein Aberglaube ward aufgerüttelt. Bebebend griff er in die nackte Brust. Nach seinem Skapulier: „Heilige Jungfrau Maria, schütze mich vor bösen Geistern.“

Dann war es ihm plötzlich, als käme das Rufen aus der jubelnden Oberlandtschaft. Aus seiner Ackerholle, die fern in der Abendsonne badete. Es waren vertraute Stimmen. Seine beiden getöteten Söhne: Josef, gefallen für Deutschland, Johann, erstochen für Polen.

Des Bauern breiten Hände umklammerten fest das Skapulier am roten Halsband und den Lippen entwand sich murmelndes Beten. Das Wägelchen fuhr in die Sonne hinein. Die Sonne! Sie führte festlich Regie. Kniete im Westen ganz fern überm Dorfe. Stülpte die Künste auf die Bühne, die um die Brücke sich dehnte. Gruppierte den Wald, die Wiesen, die sanften Hügel, die fernen Beskiden und die glitzernden Weiher zu bunten, farbsatten Kulissen. Schuf aus Baumgruppen, Remisen, Sträuchern und Büschen rotflammende Altäre und goldene Säulen einer gewaltigen Kathedrale.

Padolan betete: Im Antlitz der Sonne dachte sein Hirn wie immer nur eins: Josef gefallen für Deutschland. Johann erstochen für Polen. Alt bin ich nun und allein. Aktiv gedient hab ich Preußen. Leidlich deutsch lernt ich sprechen. Fühlte mich wohl in der Heimat. *Muj mili Pane*. Diese Zeiten!

Das Wäglein ratterte am Holzkreuz vorbei, melodisch ins Dörfchen hinein. Schaba, der Wolfshund aber, der mit dem Bauer auf dem Felde gewesen und unbändig herumgetollt war, lag schon tot auf dem Odergrunde.

Der Bauer dachte aber nicht daran. Dachte kaum daran. Der wird schon wiederkommen, brummte er. Eintönig spannte er die Säule vom Wagen und trat in sein Haus. Bis spät in die Nacht rumorte der Hof. Und in den Ställen schmagte vertraulich das Vieh. Endlich versammelte sich das Gefinde in der düsteren großen Küche zum Abendbrot. Schweigend aßen die Menschen. Beteten und gingen. Nacheinander. Still. Wie schon immer. Und in die Stille warf ihnen Padolan seine Dispositionen für den kommenden mühsamen Tag. Dann starrte er gedankenvoll in das Fenster, über dessen Scheiben weit

aus der Ferne Lichter aufblitzten. Das war der D.-Zug Berlin—Wien. Er wußte nun, es war elf Uhr. „Und Du, Bibianka, fährst morgen um vier Uhr früh mit mir übern Fluß.“ —

Wir säen. —

— Dann schliefen sie. Traumlos und tief.

*

Unter der Oderbrücke hockte seit Wochen ein Mann. Seine Aufträge waren geheimnisvoll. Niemand durfte ihn vor der Zeit erblicken.

Schaba, der Wolfshund starb, wie das Geheimnis befahl. Nach kurzem Kampf, von dem der verdungte Bauer auf seinem, über die Brücke rumpelnden Gefährt, gespenstische Vorstellungen bekommen hatte, beendete ein Hammerschlag auf die Schnauze, des Hundes Leben.

Während die Menschen nun schliefen, arbeitete der Fremdling. Bohrte und stopfte in dem Gemäuer herum und stopfte die Löcher behutsam voll. Darob verging die Nacht. Dann wartete er.

Schaba, der Wolfshund aber lag am Grunde der Oder. Ein Opfer um die Heimat.

II.

Der Morgen sang wie ein junger Fisch, der die Wellen lustig schneidet und die Sonne führte abermals festlich Regie. Sie kniete im Osten über den Hügeln.

Blutigrot!

Eine Amsel saß auf der Brücke und schnitt goldene Scheiben aus der Sonne. Diese stäubten sich in die Landschaft hinaus, bis zu den fernen Beskiden, wo Menschen dreifach Wesen hüten.

Der dritte Mai begann die Landschaft zu durchpulsen . . .

. . . Wie ein goldumspunnenes Märchengefährt rumpelte Padolans Wägelchen über die Brücke. Nebel entstiegen dem Flusse. Der schwere Wagen schnitt lautlos in die Chaussee, denn seine Last deutete ihm gleißendes Gold. Viel Säcke voll des gesunden Kornes!

Still, ganz still war es umher. Nur die flötende Amsel. Und die Telegraphenstangen furrten Harmonie. Wie traurige eintönige Orgelpfeifen.

Vorspiel des Dramas Oberschlesiens!

Jener Tragödie, deren Endakt zur Stunde spukt und zu spuken gedenkt eine Ewigkeit.

Störche spazierten gemächlich die Wiesen entlang.

Eine Schwalbe strich lautlos die Straße hinab.

Jetzt setzten die Lerchen ein und zwitscherten hoch aus der Luft.

Padolan und Bibianka aber saßen nebeneinander und schwiegen.

Sie schienen zu beten und dachten nur eins:

Josef gefallen für Deutschland. Johann erstochen für Polen.

Wie Brautleute hockten sie nebeneinander. Bibianka angesichts des heißen Tages ganz weiß. Weißes Kopftuch. Weißes Jäckchen und weißen Rock:

„Padolan, ich sehe Schatten über die Hügel streichen. Es sind verwegene Menschen mit Flinten und Sensen und Gabeln.“

„Ach, Du täuschst Dich, Bibianka, es sind Wallfahrer mit Kreuzen und Wimpeln und Fahnen.“

Dann waren sie angelangt. Während der Bauer die Körner austreute, eggte Bibianka und führte die Gänle. Fertig geworden mit der Ausfaat auf einem Fleck, nahm er die Pferde und sie pügte mit einer Hacke den Feldrain. Darüber stieg die Sonne zum Zenith. Die Lerchen in der Luft riefen aus tausendstimmigen Zaubersflöten. Und eine Wachtel gluckste für sich.

In der Ferne aber, auf der Chaussee dröhnten Lastautos und fluchten Männer, sodaß die Erde leise zitterte.

Die Sonne stand im Zenith.

Da erstickte ein Bersten und Poltern die Luft. Dann fielen Schüsse.

Bibianka fiel mit einem Aufschrei in die Furche und ihr Antlitz färbte Blut. Sie lag auf dem Munde. Ihre Hände aber krallten das Erdbreich und wühlten im Schmerz Kies und Steine durcheinander. Ihr Schreien drang nur in die Erde, da sie auf dem Munde lag und Padolan, am anderen Ende des Feldes, hörte darum nichts. Als er endlich hinzukam, war Bibiankas Weh vorbei und ihre Seele beim lieben Gott. In der Stirne stak ein Flintenschuß.

Ein zufällig treffender Flintenschuß!

Bibianka war um die Heimat gestorben!

Die Lerchen lobten weiter Gott und aus dem Walde gurrte ein Säubchen. Padolan umfaßte indeß sein totes Weib und brachte es zum Wägelchen. Spannte an und fuhr langsam dem Flusse, der Brücke, entgegen. Die Mittagsglocke schwang von irgendwo traurig über die Felder. Mit langen Atempausen erstickte sie kurz und bündig.

Bibianka lag ausgestreckt, mit gefalteten Händen auf dem, seiner Seitenbretter entblößten Wagen. So erreichte das Gefährt aus den Feldpfaden heraus die Chaussee, die mit wilden Menschen, wilden landfremden Menschen, vollgestopft war. Krieg war ganz plötzlich ausgebrochen. Krieg bei diesem prachtvollen Maientag!

Männer mit Knüppeln und Flinten schrieten immerfort:

Schlagt die deutschen Hunde tot.

Aufgepflanzte Gabel starrten dem Bauern entgegen:

Wohin Altkerchen, he?

Ach Panowje. Mein Weib ist soeben bei friedlicher Saatarbeit erschossen worden. Laßt mich ruhig über die Brücke, auf daß ich sie in meinem Hause aufbahren und redlich begraben kann.

Ach Altker begrab Dein Weib sonstwo, hier unter den Baumstumpf. Über den Fluß kommst Du nicht mehr. Bleib doch bei uns. Dort ist Deutschland. Pierunisches Deutschland. Hier aber ist nunmehr Polen. Herrliches Polen.

Dann brüllte der Haufen verwegener landfremder Menschen:

Schlagt alle deutschen Hunde tot!

Panowje, es geht nicht. Laßt mich hinüber. Seht, meine Gäule hungern. Bin mitten in dringendster Saatarbeit und habe keine Zeit für solche Wige. Mitten in schwerster Arbeit stirbt meine Frau. Drüben im Stalle brüllen hungrig die Kühe. Ach Panowje, laßt mich redlich heimziehen.

Alter, red keinen Unsinn. Die Brücke ist in die Luft gesprengt. Alle Brücken sind in die Luft gesprengt. Du stehst mitten im Kriege. Das scheint Dir nicht in den Kopf zu gehen, he Alterchen, he? Wir haben keine Zeit mehr für Dich. Nach hinten mit ihm! Zurück mit der Leiche! Schlagt alle Hunde tot!

III.

Padolan fuhr mit dem entblößten Wagen den Fluß entlang und suchte Brücken. Quersfeldein zogen die Gäule trostlos hinter dem gebückten Mann dahin und über allen pfiffen die Flintenkugeln. Es wurde Nacht um das Gefährt. Und durch das Dunkel nahm der Bauer direkten Kurs auf den Fluß.

Ein letztes Mal reckte sich sein Körper am steilen Ufer empor. Rieselig überdröhnte seine Stimme die Flinten. Die Kläffenden Schüsse:

„Ich habe redlich gesäet. Die Ernte schenke ich Euch. Amen!“

Dann prasselte der Wagen samt den Gäulen und Bibiankas menschlichen Überresten in den Fluß.

Die Fluten schlossen sich zu.

Die Schüsse aber krachten die ganze Nacht.

Dann ging die Sonne herrlich auf. Sie küßte die Schüsse und lachte sie fröhlich an. Auf einer Sandbank mitten im Fluß lag Schaba, der Wolfshund, aufgedunsen wie ein Sack voll Tränen.

Das Gefährt aber hatte Gott zu sich genommen.

Auf dem Wachtberg

Von Georg Skupin †

Ein weißer Nebelmond, bekränzt kam er hervor,
Als wär' er deiner Brüste Bucht entstieg'n,
Und segelte davon wie eine Barke
In das unendliche Meer der Sterne . . .

Die Gondellieder harften herb die Winde.
Und drunten: Weite Landschaft wie in schwarzem
Darin das glänzende Band der Lichter, [Samt,
Mein größeres Auge traf wie ein Bild.

Der Nacht-D-Zug entwich der schlafenden Stadt,
Er sang sich hinein in der Ebenen Schweigen.
Die Reisenden, ich seh die müde Erwartung,
Wie sie befangen nahe erstrebtem Ziel!

War ich mir da des Abschieds schon bewußt,
Der späteren Trennung, die im Verborgnen ruhte,
Als sich des Meteoros Einheit löste
Und leuchtend barst in Weltraum-Einsamkeit?

Wie der Polenaufstand von 1846 in Oberschlesien ausfiel

Von Universitätsprofessor Manfred Laubert

In dem polnischen Aufstandsplan von 1846 war bekanntlich auch eine Insurrektion in Oberschlesien vorgesehen und Tost als Sammelpunkt benannt worden. Das dortige Korps sollte später sich mit den Streitkräften aus Russisch-Polen bei Gzenstochau vereinigen. In Wirklichkeit war diese Annahme einfach Phantasie und man konnte wohl höchstens auf einige aus Frankreich zurückkehrende Emigranten als Bestandteil der schlesischen Truppencadres rechnen, die dann infolge vorzeitiger Entdeckung des Planes in Breslau umkehrten oder sich nach Galizien durchzuschlagen versuchten.

Auch den Behörden war von unruhigen Bewegungen in unserer Provinz nichts bekannt. Sie diente höchstens fremden Gästen als vorübergehender Aufenthalt und deshalb wurde der Oberpräsident v. Merckel einmal durch den Minister des Inneren, Grafen Arnim, angewiesen, in dem während der Sommermonate von zahlreichen polnischen Familien aufgesuchten Bad Salzbrunn das Tun und Treiben dieser Leute zu überwachen und am Schluß der Saison über das Ergebnis Bericht zu erstatten. Bei ausnahmsweiser Erteilung von Pässen nach schlesischen Bädern an zeitweise zur Rückkehr in die Provinz Posen zugelassene Flüchtlinge sollte ihm durch den Oberpräsidenten v. Benrmann jedesmal besondere Nachricht zugeleitet und das Gebahren solcher Elemente selbstverständlich besonders aufmerksam verfolgt werden (Verfügung vom 20. Mai 1843). Darüber hinaus beanspruchte nur die Tätigkeit einiger an der Breslauer Universität sich beständig herumtreibender Musesöhne aus dem Osten eine Überwachung.

In welcher Weise indessen während des kritischen Winters 1845/46 die Verschwörer in Oberschlesien Fuß zu fassen versuchten, geht mit allen Einzelheiten aus der Anklageschrift des Staatsanwalts am Kammergericht für den Moabiter Polenprozeß hervor. Hiernach waren dabei 4 der Angeklagten beteiligt, nämlich der aus Posen stammende Student der Medizin Franz Antoniewicz, der Gutspächtersohn Andreas Maximilian v. Fredro aus dem Lubliner Gouvernement, der sich als Agitator herumschlich, der Breslauer Student der Philosophie Leo v. Kaplinski, Sohn eines verstorbenen Gutsbesizers aus Lissow in Russisch-Polen, und der aus dem dortigen Kawaer Kreis stammende und 1843 aus Warschau geflüchtete Kasimir Blociszewski, der sich zuerst in Königsberg, dann im Posenschen in den Dienst der polnischen Sache gestellt hatte und im November 1845 nach Breslau gekommen war. Von ihnen wurden später Antoniewicz und Blociszewski zu lebenslänglicher Haft und Verlust der Nationalalkarde verurteilt, die anderen beiden von der Anklage entbunden.

Die Art ihrer Mitbeteiligung wurde durch ein Geständnis des Erstgenannten aufgehehlt. Die Absicht der Verschwörer ging dahin, durch Erregung von Unruhen in Oberschlesien die preussischen Truppen zu beschäftigen und am Einmarsch in Krakau zu verhindern.

„Daher war es auch nicht ein Interesse für die Wiederherstellung Polens, was angeregt werden sollte,“ sondern man wollte „die durch Rouges Auftreten herbeigeführte Bewegung in der katholischen Bevölkerung, den angeregten Fanatismus derselben benutzen, und deshalb mußten Anknüpfungspunkte in der katholischen Geistlichkeit gesucht, unter ihr Personen ermittelt werden, die, für die Erhebung Polens empfänglich, diese durch Aufregung des Volkes zu einem Aufruhr zu befördern geneigt waren“.

Im November 1845 erschienen dann der bei der Krakauer Universität angestellte Ludwig Gorzkowski und der dortige Mediziner Nikolaus Lissowski in Breslau zur Rücksprache mit Antoniewicz und offenbarten ihm mit aller Deutlichkeit, daß der Aufstand zu dem erwähnten Zweck in Oberschlesien entzündet werden müsse durch Erweckung des „religiösen Fanatismus der dortigen Einwohner gegen die Deutschkatholiken“ und daß es darauf ankomme, hierfür die katholische Geistlichkeit zu gewinnen. Der gleiche Versuch sollte bei den Grubenleuten der Tarnowitzer Gegend unternommen werden. Antoniewicz sollte die Möglichkeit hierfür untersuchen und in Rybnik mit dem Postsekretär Kielinski die Verbindung aufnehmen. Die Krakauer Sendboten fanden sich dann nochmals bei ihm ein und wurden von ihm beherbergt. Auch mit Geldmitteln wurde er versorgt und ihm in Tarnowitz der dort zur Erlernung des Bergbaus weilende Fredro als Helfershelfer genannt. Dieser erlangte durch Kaplinski noch nähere Information und Empfehlungsschreiben und wurde insbesondere an Pfarrer Holeczko in Groß-Zyglin (Kr. Tarnowitz) gewiesen.

Antoniewicz trat am 27. Januar 1846 gemeinsam mit dem nach Cosel dirigierten Blociszewski seine Reise an. Er erkannte, zusammen mit Fredro bei Holeczko vordispensend, in ihm jedoch keinen für seine Zwecke passenden Mann und mußte unerrichteter Dinge nach Breslau heimkehren, denn auch die wenigen Polen unter den Arbeitern der Eisengießereien fanden sie „zufrieden und somit für weitere Eröffnungen nicht geeignet.“ Unklar blieb das Ergebnis eines Abstechers nach Rybnik.

Bald darauf erfolgte die Verhaftung des vierblättrigen Kleeblatts.

Man ersieht, daß es sich nicht um den Versuch handelt, das polnische Nationalgefühl der oberschlesischen Bevölkerung zu erwecken, sondern daß die Insurgenten nur auf die durch eine kirchliche Spaltung hervorgerufene religiöse Erregung spekulierten und durch ihre Ausnutzung das irre geleitete Volk für nationale Zwecke mißbrauchen wollten, wie das in ähnlicher Weise seitens des Posener polnischen Klerus auf Grund der hier durch Rouges Gesinnungsgenossen Gzercki in Schneidemühl verursachten kirchlichen Erregung, nur leider mit günstigerem Erfolg, versucht worden ist.

Comit ist der Vorgang eine neue glänzende Bestätigung der Tatsache, daß die polnische Bewegung in Oberschlesien nicht bodenständig ist, sondern eine durch landesfremde Elemente künstlich unter Mißbrauch kirchlicher Machtmittel geschürte Aufregung darstellt. (Nach der Anklageschrift des Staatsanwalts und den Oberpräsidialakten IX. C a 16 Bd. IX. im Staatsarchiv zu Posen).



Siegfried Eidy

Siegfried Sichy

Dom-Kapellmeister in Breslau von 1911—1925

Von Dr. Paul Blaschke

Einen Gedanken aus einem kirchenmusikalischen Aufsatz der Schlesischen Volkszeitung vom 5. November 1922 hatte Sichy auf der inneren Einbandseite seiner Arbeitsmappe sich vermerkt: „Eine Neubelebung der Ausdrucksformen einer vergangenen Epoche wird kaum je vollkommener Ausdruck der religiösen Empfindungen der Menschen von heute sein, wird immer nur von einem kleinen Kreise musikalisch Gebildeter voll verstanden und nachgefühlt werden können; der um einen neuen, aus modernem Geiste geborenen Kirchenstil Ringende aber ist ständig der Gefahr ausgesetzt, sich durch Stilmomente befruchten zu lassen, die dem Charakter der gottesdienstlichen Handlung widerstreiten.“ Hat Sichy diesen Satz als Motto seinem in der Mappe größtenteils niedergelegten kirchenmusikalischen Schaffen beigegeben? Das war nicht gut möglich, da im Jahre 1922 seine kompositorische Tätigkeit im oben angedeuteten Sinne so gut wie abgeschlossen war. Was dann noch folgte, war fast wie eine Abkehr von dem bis dahin erstrebten Ziele. Wir werden noch den Grund dafür erfahren. Jedenfalls hat Sichy in dem Zitat eine willkommene Bestätigung für sein modern gerichtetes Musikschaffen im Dienste der Kirche gefunden und mit innerer Genugtuung darüber, daß auch Außenstehende ein Fortschreiten der kirchenmusikalischen Kunst verstehen und wünschen, diesen Satz seinen Werken wenigstens als Erklärung für sein Streben nach neuen Zielen beigegeben.

Sicher gilt dieses Zitat als zurecht bestehend; denn der Kunstwille der verschiedenen Zeitalter wird immer *seinen*, den ihm eigenen, wesensverwandten Ausdruck suchen und finden. Allerdings ist dabei vorausgesetzt, daß oberste Norm für alle musikalische Form die würdige Ausgestaltung der Liturgie, des Gottesdienstes, nicht des Einzelmenschen, sondern der Gemeinschaft der Gläubigen bleibt und als Folge jener die innere Erhebung und Erwärmung der Gläubigen zu und für Gott. Pius X., der im Motu proprio vom 22. November 1903 den Fortschritt der Musica sacra anerkennt und ihm zum Dienst im Heiligtum den Weg öffnet, er ist es aber auch, der den Choral als das Ideal aller Kirchenmusik hinstellt und neben den Choral die klassische Polyphonie, die in Palestrina ihre Verklärung gefunden. Sollte im obigen Zitat: „Eine Neubelebung der Ausdrucksformen einer vergangenen Epoche wird kaum je vollkommener Ausdruck der religiösen Empfindungen der Menschen von heute sein“ die Meinung ausgesprochen sein, die Pflege des Chorals und der klassischen Polyphonie erübrige sich, weil uns die liturgische Musik vergangener Zeiten nichts mehr sagen könne, einfach darum, weil wir ihre Sprache nicht mehr verstehen, — tatsächlich wird diese Meinung nicht bloß ausgesprochen, sondern in die Tat umgesetzt — sollte also das Zitat das wirklich meinen,

dann wäre dem gegenüber die Frage erlaubt, ob denn die heutige Kirchenmusik vollkommener Ausdruck der religiösen Empfindungen aller Menschen von heute ist oder eben nicht bloß eines kleinen Kreises von musikinteressierten und -gebildeten Fachleuten. Abgesehen muß die Frage nicht so gestellt werden. Nicht auf das „Was“, sondern auf das „Wie“ kommt es vor allem auch bei der Kirchenmusikpflege an. Selbstverständlich ist, wie auch Pius X. betont, daß es sich hier um wahre Kunst handeln muß, „weil sie sonst unmöglich auf das Gemüt der Zuhörer jene Wirkung ausübt, welche die Kirche zu erreichen bestrebt ist, indem sie in der Liturgie die Kunst der Töne zuläßt.“

Wenn wir daran gehen, das kirchenmusikalische Schaffen Eichys darzustellen und zu würdigen, tun wir es in der Überzeugung von dem Ernst seines Strebens und Arbeitens im Dienste der Kirche, deren treuer Sohn er gewesen. Daß er beim Suchen nach seiner Ausdrucksform nicht immer der Gefahr entronnen ist, von weltlichen, mehr nach außen wirkenden Stilmomenten sich in seinem Schaffen befruchten zu lassen, wird gezeigt werden.

Spät hat Eichy das Feld seiner musikalischen Betätigung gefunden, auf dem ihm manche reife Frucht seiner Begabung und seines Fleißes beschieden sein sollte. Schon 46 Jahre alt wird er als Nachfolger Max Fickes auf den Posten des Breslauer Domkapellmeisters berufen. Bei seinem Dienstantritt am 1. November 1911 liegen an kirchenmusikalischen Werken aus seiner Hand die „Marien-Messe“ für gemischten Chor und Orgel (1906 erschienen im Verlag Böhm in Augsburg) als op. 4 und seine für gem. Chor und Orchester geschriebenen „Fronleichnamstationen“ vor, die allmählich hohe Anerkennung gefunden. Ostern 1914 überrascht Eichy die an diesem Feste immer zahlreich erscheinenden Gläubigen mit seiner Messe in c-moll für Chor und Orchester, die von seinen Messen die volkstümlichste und bekannteste werden sollte, wie ihre 21 Aufführungen im Dom beweisen. Dieser seiner „Ostermesse“ ließ er im Mai 1918 seine zweite Orchestermesse, die „Pfingstmesse“ folgen, die bisher wenig Aufführungen erlebte, eine dafür in der weitesten Öffentlichkeit, im Breslauer Konzerthaus, anlässlich des Konzertes des Bildungsausschusses der Katholiken Breslaus. Damals schrieb die Kritik der „Breslauer Zeitung“ (Nr. 130 vom 11. 3. 1920): „Das Konzert machte wieder einmal evident, welchen nicht zu unterschätzenden Kulturfaktor die katholische Kirchenmusik darstellt. Die „Pfingstmesse“ des Dom-Kapellmeisters Eichy ist ein wertvolles Werk — fern jeder abstrakten Kühle und voll farbigen Lebens, das mitunter fast weltlich anmutende Glanzlichter aufzuwecken läßt. Einen gewaltigen dramatischen Aufschwung nimmt das Credo, um mit der Ruhe starker Glaubenskraft auszuklingen. Alle Erden-schwere lösend, jubelt das Sanctus, zarte Klage weint das Agnus Dei.“ Die dritte Orchester-Messe, in F-dur, ist im Dom bis jetzt nur einmal, bei ihrer Uraufführung am Osterfeste 1923 gesungen worden und hat ihrem Schöpfer wenig Anerkennung, ja

bittere Enttäuschung gebracht. Und doch birgt sie im Benedictus vielleicht das Schönste, was Eichy geschrieben hat.

Jedenfalls bedeutet die dritte der Orchester messen den Höhe- und Wendepunkt im Kirchenmusikalischen Schaffen Eichys. Er, der sich in seinem künstlerischen Wollen unverstanden fühlte, dachte nicht mehr an die Komposition einer Instrumentalmesse, sondern erprobte seine Kräfte an einer rein vokalen Messe. Es ist seine einzige a capella-Messe, ebenfalls in F-dur, die nach mehreren vergeblich suchenden Ansätzen ihm dann gleichsam aus der Feder floss. Mit dieser beschließt er seine Kirchenkompositionen größeren Formats. Es folgt nur noch eine Ave Maria für vierstimmigen gemischten Chor, die letzte seiner 16 Motetten, und dann — am 29. Oktober 1925 — nimmt der Tod ihm für immer die Feder aus der Hand.

Eine Würdigung des Kirchenmusikers Eichy als Komponist wird vor allem seine Orchesterwerke berücksichtigen. Hier geht sein Bestreben nach möglicher Klangfülle und -farbe, aber anders als Brosig und Hilke, seine Vorgänger, sie suchten. Hatte das Orchester bei ihnen eigentlich nur den Chor verstärkenden und unterstützenden Charakter — man könnte von der Instrumentierung ihrer Kompositionen als von einer Oktavierung der Gesangsstimmen sprechen —, so geht das Orchester bei Eichy selbständige Wege. Er sieht in ihm einen dem Chor ebenbürtigen Klangkörper, den er ersterem nicht unterordnet, sondern ihm zur Seite oder auch entgegenstellt. In selbständigem Zusammenwirken des Orchesters mit dem Chor weiß Eichy die jeweiligen Gebetsstimmungen entweder des Rufens zu Gott um Erbarmen und Frieden oder der Freude an Gottes Größe und Erhabenheit, der Bewunderung des göttlichen Wirkens in der Erlösung und Heiligung der Welt, der stillen Anbetung in der Tiefe der von Gottes Liebe ergriffenen Seele treffender und glutsvoller als seine Vorgänger zu schildern. Es fragt sich nur, ob die Ausdrucksmittel des modernen Orchesters z. B. Streichertremolo, besonders bei plötzlicher Modulation einsetzend, oder auf- und abgehende, plötzlich abgebrochene Passagen und andere heftige Affektausbrüche schildernde Orchestereffekte geeignet sind, die Ergriffenheit der Seele von Gott und ihre Hingabe an ihn würdig darzustellen, oder ob sie in Einklang gebracht werden können mit der auch im erhabensten Jubel und Leid bewahrten Gemessenheit der Seelenhaltung unseres Hohenpriesters Jesus Christus. Es erscheint da — allgemein gesprochen — feierlicher, warmer Klang der Posaunen und Trompeten eher entsprechend der Würde des christlichen Gottesdienstes als erregtes oder süßes Geigen- und Flötenspiel.

Daß Eichy sein Orchester mehr sagen läßt als den Chor, der im großen ganzen einfach gehalten ist, das Orchester dagegen meist schwierig, hängt eben mit seiner Auffassung des Orchesters als eines selbständigen Klangkörpers zusammen. Öfters läßt er den Chor an eindringlichen Stellen seiner Gloria und Credo den Text auf einen Ton rezitieren,

indes das Orchester den Text mit überraschenden Modulationen umkleidet. Es läßt sich das gewiß nicht beanstanden, kann aber, öfters angewendet, den Eindruck erwecken, als bedürfe der Gebetstext der orchestralen Interpretation und wirke erst so und nicht durch sich selbst auf die Gläubigen. Das scheint überhaupt Eichys grundlegende Meinung zu sein, daß unbegleiteter Gesang nicht eine solche erhebende feierliche Wirkung hervorrufen könne wie instrumental begleiteter. Deutlich hat er das in einer Randbemerkung in Raymund Schleichs Geschichte der Kirchenmusik zum Ausdruck gebracht, wo er im Gegensatz zu Schleich der gregorianischen Melodie des Gloria keinen Jubel anmerkt, ja ihr allen Jubel abspricht. So muß man wohl sagen, wenn Eichy schreibt: „Der gregorianische Choral drückt das *n i c h t* aus.“ (Das „nicht“ ist von ihm eigens unterstrichen.) Und dabei zeigt schon die Intonation des Gloria in excelsis Deo mit ihrem zweimaligen Anstieg ohne große Intervalle und das Absteigen der Melodie vom Höhepunkte bei „Deo“ deutlich ein Crescendo und Decrescendo dieses Jubels. Nur muß er in edlem Gesange des Priesters wirklich erklingen! Gleichwohl hinderte Eichy sein Urteil über den Choral nicht, gerade dieses Gloriamotiv (allerdings nur die Melodie über „in excelsis Deo“) dem Gloria seiner letzten Orchestermesse zu Grunde zu legen. Aber bezeichnend für Eichy, nicht den Singstimmen, sondern dem Orchester vertraut er es an; denn im Orchester kann er es fortspinnen und frei umgestalten, nicht aber in den Singstimmen. Er weiß dann allerdings mit seinen Motiven, mit denen er arbeitet und die er logisch entwickelt, große Steigerungen zu erzielen, und beteiligen sich hierbei auch die Gesangstimmen, die er kontrapunktlich selbständig und oft in kanonischer Weit- und Engführung mit einander und dem Orchester sich verknüpfen und verweben läßt, dann fühlt am Pulsschlag dieses Lebens wohl ein jeder des Künstlers große Seele.

Es ist sein reifes kontrapunktisches Können eben betont worden. Es bleibt noch übrig, kurz über die Melodiebildung in seinen instrumentalen und vokalen Werken hinzuweisen. Es fällt da auf, wie die Gedanken in den einzelnen Werken sich wiederholen. Ein Lieblingsmotiv Eichys scheint dieses zu sein: eine steigende Quart mit folgender fallender Sekunde. Es findet sich in der Marienmesse über „Agnus“ in Agnus Dei, in den „Fronleichnamstationen“ über den ersten Worten „Ego sum panis“, in der Ostermesse über „rex coelestis“ im Gloria und „Patrem omnipotentem“ im Credo, in der Pfingstmesse über „et vitam“ im Credo und „dona“ in Agnus Dei, in der dritten Orchestermesse über „Christe“ im Kyrie und „Domine Deus“ im Gloria. In allen drei Orchestermassen ist auch die Steigerung im „Christe eleison“ fast übereinstimmend, ebenso die Komposition des „Qui sedes ad dexteram Patrio“, die einen den Dominantseptakkord veranschaulichenden Melodiegang darstellt. Auf- und abwärtsgehende Melodien, oft auch in Terzen, geben Eichys Kompositionen volkstümlichen Charakter und sind auch der Beweis dafür, daß Eichy nicht so sehr unter dem Einfluß des Chorals und

der klassischen Polyphonie, sondern unter dem der Wiener Klassiker, besonders Beethovens seine Werke geschrieben hat, wie das Benedictus seiner dritten Orchestermesse ganz besonders dartut.

Was die formale Gestaltung seiner Werke betrifft, müssen wir Eichy eine große natürliche Begabung dafür zugestehen. Er gibt allen seinen Kompositionen eine feste innere Geschlossenheit. Alles entwickelt sich ohne Zwang. Von der harmonischen Entwicklung in seinen Werken kann man das nicht immer sagen. Da hat man die Empfindung, daß nach mancher kühnen Modulation gleichsam mit Gewalt zur ursprünglichen Tonart zurückgekehrt wird.

Eichys Lieblingsmotiv im Spiegelbild oder auch Krebsgang, steigende Sekunde und folgende fallende Quart, kehrt wieder in seiner letzten Komposition, in seinem Ave Maria. Eichy war ein Kind Oberschlesiens, das seinen katholischen Glauben sich trotz mancher feindlicher Einflüsse bewahrt hat. Wesensbestandteil katholischer Frömmigkeit ist die Verehrung der Mutter des Erlösers. Eichy hat ihr gehuldigt in seinem Jugendwerk, der Marienmesse, noch mehr in seinem Oratorium „Des Engels Gruß“, das er bei jenem Konzert des Bildungsausschusses Anfang März 1920 nach langem vergeblichen Warten zur Uraufführung bringen durfte. In seinem Offertorium „Assumpta est Maria“ für das Fest Mariä Himmelfahrt — eine feine kontrapunktische Arbeit — mischt er seine Freude mit dem Jubel der Engelschöre über Mariens Herrlichkeit. 1921 komponiert er für die Dante-Feier des hl. Bernhard Gebet zu Maria nach den Worten der „Göttlichen Komödie“ und bringt diesen Hymnus mit den vereinigten Kirchenschören Breslaus und dem Landesorchester in einem alle hinreißenden Schwunge zur Aufführung. Sein letzter Gruß an Maria ist oben genanntes Ave Maria, das mit seinen geheimnisvollen Klängen über „hora mortis nostrae“ ihm seinen nahen Tod verkündet haben mag. Es war für den, der diese Zeilen zum Gedächtnis Eichys schreibt, eine feierliche Stunde, als er nach dessen Tode seine Arbeitsmappe durchblätterte und diese letzte Arbeit fand. Es wehte ihn aus den letzten Akkorden des Meisters Todesahnung an, aber auch das erhebende Bewußtsein von seinem unerschütterlichen Vertrauen auf die mächtige Fürsprecherin in der Todesstunde.

Als Musikbeilage zu diesen Betrachtungen über Eichy, den Kirchenmusiker, wird das Ave Maria dargeboten und als weltliches Lied des Meisters Gruß an seine oberschlesische Heimat, der er treu ergeben war. Möge Eichy, dem es vergönnt war, in Breslau durch 14 Jahre die Kirchenmusik zu pflegen und in seinen eignen Werken ein gutes Stück vorwärts zu führen, auch in seiner engeren Heimat mehr erkannt werden und auch dort fortleben in seiner Kirchenmusik.

Anmerkung der Schriftleitung. Wäre Siegfried Eichy nicht gerade während der unglücklichen Kriegs- und Nachkriegszeit Domkapellmeister gewesen, so hätte schon die Mitwelt

Klar erkennt, daß er die Reihe komponierender Breslauer Kapellmeister in achtunggebietender Weise fortsetzte. Die Popularität eines Fülke wäre ihm wohl versagt geblieben; gewollt und gekonnt hat er aber mehr als Fülke. Seine musikalische Hinterlassenschaft zeigt, daß er die zeitnotwendige Wandlung im kirchenmusikalischen Geschmack und Ausdruck wohl begriffen hatte und auf dem besten Wege war, liturgischen Dienst über das Wohlgefallen der Menschen zu stellen. Eine Ehrenpflicht deutscher Verleger wäre es, die Werke dieses an äußeren Erfolgen so armen Komponisten der Allgemeinheit durch den Druck endlich zugänglich zu machen; eine Ehrenpflicht unserer Kirchenmusiker bleibt es, sie der gottesdienstlichen Verwendung zuzuführen. Groß ist die Zahl der Musiker und Geistlichen, die sich mit Verehrung ihren Lehrer nennen. Kein Gedenkstein zielt auf dem Breslauer Laurentiusfriedhof seine letzte Ruhestätte. Aber, ehe ein Gedenkstein von ihm redet, sollten seine Werke von ihm zeugen.

Erster Beitrag zur Adventiv- und Ruderalflora der Provinz Oberschlesien

Von Karl Schubert, Groß-Elguth, Kreis Cosel

Es war am 24. Juli 1924, einem herrlichen, sonnigen Ferientage, da ich das stille Kreisstädtchen Cosel aufsuchte, um wichtige Besorgungen für eine bevorstehende Altvater-tour zu tätigen. Auf dem Bürgersteige der Bahnhofstraße dahinschlendernd, kam ich an dem Kloseschen Delikatessengeschäft vorbei, vor dessen Eingange ein paar hellgrüne Stauden eines seltsamen, von mir bislang noch nie beobachteten, Gewächses meine Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Bei näherer Betrachtung gewahrte ich daran Blüten und kleine Früchtchen, und waren somit Anhaltspunkte für eine Bestimmung gegeben. Mit peinlicher Sorgfalt streifte ich ein paar dürftige Zweiglein ab, barg sie sorgsam, um daheim das mir durch den Zufall aufgetragene Rätsel zu lösen. Gar groß war meine Überraschung, als ich bei Vornahme der Bestimmung des fraglichen Gewächses in diesem einen neuen Einwanderer unserer ober-schlesischen Flora feststellte. Unter Beifügung von Belegstücken machte ich alsbald meinem hochverehrten Gönner Professor Dr. Schube, wie auch meinem floristischen Freunde Postrat Scheuermann Mitteilung von dieser zufälligen Eroberung. Professor Dr. Schube bestätigte die Richtigkeit meines neuen Fundes, der Sand-Radmelde (*Kochia arena-ria*) und übergab ihn der interessierten Öffentlichkeit in dem Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur im Frühjahr des Jahres 1925. Postrat Scheuermann, uns Oberschlesiern eine wohlbekannte Persönlichkeit und eine Koryphäe auf dem Gebiete der fremden Ankömmlinge, beglückwünschte mich zu meinem neuen Funde, charakterisierte die Sand-Radmelde als fremden Eindringling und ermunterte mich zur eingehenderen Befassung mit den Fremdlingen, die ganz besonders unsere Hafen- und Bahnanlagen zu Stützpunkten ihrer Ansiedlung mit Vorliebe wählen. Ganz besonders empfahl er mir den Besuch des Coseler Umschlaghafens mit seinem

regen Güterverkehr und stellte mir dortselbst nach seiner Mitmaßung reiche Beute aus der Fremdlingsflora in Aussicht. Seine wohlgemeinte fachkundige Anregung wurde meinerseits in der Folgezeit pflichteifrigst in die Tat umgesetzt, und es zeigte sich gar bald, wie segensreich sie sich auswirkte. Die systematischen Untersuchungen der fremden Ankömmlinge im Goseler Umschlaghafen, der seit jener Anregung häufiges Ziel meiner Exkursionen war, brachten mir viele frohe und erfolgreiche Stunden ein, mein Interesse für sie wuchs von Tag zu Tag und gestützt auf reiche Erfolge, äußerte es sich in der Weise, daß ich die diesbezüglichen Beobachtungen auch auf das übrige Gebiet der oberschlesischen Heimat ausdehnte und zahlreiche Exkursionen in die verschiedensten erfolgversprechenden Teile derselben unternahm. Das reiche Material, welches ich in den letzten Jahren mühevoll zusammengetragen habe, will ich nunmehr in meiner Arbeit der interessierten Öffentlichkeit übergeben. Für die Florengeschichte Oberschlesiens dürften meine Mitteilungen und Erfahrungen einen gewissen Wert beanspruchen; sie sollen fortlaufend fortgesetzt werden und den Grundstock für die in Bearbeitung begriffene „Oberschlesische Adventivflora“ bilden. Wegen der eminenten volkswirtschaftlichen Bedeutung, die man bislang vielfach verkannte und auf die ich noch näher zu sprechen komme, ist die Schaffung einer solchen geradezu Notwendigkeit. Viele Teile Deutschlands — ich erinnere beispielsweise an die großen Industriegebiete des Westens — sind uns in dieser Beziehung weit voraus. Die Bestimmung mir unbekannter Arten besorgten in höchst zuvorkommender Weise Professor Dr. Schube, Breslau, H. Probst, Langendorf (Schweiz), wie auch Postrat Schenermann, Dortmund. Ich verdanke ihnen all mein Interesse für die Adventivflora, jenen besonderen Wissenszweig, der wegen der ungeheuer großen Artenzahl, wie auch der Vielseitigkeit der Aufgaben, die er der Forschung stellt, immer mehr an Bedeutung zunimmt. Für ihre Mühewaltung wie auch für die umfangreichen Anregungen erlaube ich mir an dieser Stelle aufrichtigst zu danken.

Der nachfolgenden Übersicht über die bereits in Oberschlesien beobachteten Adventivgewächse will ich allgemeine Bemerkungen über die Fremdlingsflora, die Mittel und Wege ihrer Einwanderung, wie auch die Stufen oder Grade ihrer Einbürgerung vorausschicken. Als Adventivpflanzen (advenire = ankommen) bezeichnet man jene ausländischen Gewächse, die in einer Gegend unter dem beabsichtigten oder unbeabsichtigten Einfluß des Menschen eingewandert sind, und zwar zu einem Zeitpunkt, der nicht gar zu weit von der Gegenwart zurückliegt, bzw. in unseren Tagen. Es sind vegetabilische Nomaden, die ohne direktes Zutun des Menschen bald auf Öd- oder Kulturland, bald in natürlichen Pflanzengesellschaften auftauchen und dort für mehr oder minder lange Zeit ihr nomadisierendes Dasein fristen, ja schließlich gar Heimatsrecht erwerben, wenn ihnen die ökologischen Standortsfaktoren zusagen. Sie bilden das Gegenstück zu

den Einheimischen oder Urwüchsigen, deren Vorkommen in einem Gebiete älter ist als das Auftreten des Menschen. In der floristischen Literatur unterscheidet man bei den Fremdlingen 2 Hauptgruppen. Die erste Gruppe umfaßt einheimische, aus der Kultur entflozene, verwilderte Arten, die sogenannten Kulturflüchtlinge. Es sind dies Gewächse, die absichtlich vom Menschen zum Zwecke des Anbaues in einem Gebiete eingeführt wurden, die aber mit Hilfe ihrer natürlichen Verbreitungsmittel sich außerhalb des Bereiches der menschlichen Pflege auf Soländereien oder andere natürliche Standorte begeben haben, demnach aus der Kultur entflozen sind (Apophyten). Ein bekanntes Beispiel bilden unsere Getreidearten im verwilderten Zustande auf Schuttstellen und dergl. anderen Örtlichkeiten. Die 2. Hauptgruppe bilden die dem Gebiet ursprünglich fremden Arten, welche durch die bewußte oder unbewußte Tätigkeit des Menschen verbreitet werden, und ihre Einwanderung somit der direkten oder indirekten Mitwirkung des Menschen verdanken. Ein Beispiel hierfür bietet die eingangs erwähnte Sand-Radmelde vor dem Klose'schen Vorkostgeschäft, deren Samen zweifellos dem Verpackungsmaterial eingeführter Waren anhafteten und durch irgend einen Zufall, vielleicht gar schon beim Abladen, vor dem Geschäft ausgestreut worden sind und dort sodann keimten, blühten und fruchteten, ganz so, als wäre die Pflanze hier beheimatet. Diese Gewächse sind inbezug auf ihre Wanderung und Verbreitung ganz und gar auf den gewollten oder ungewollten Einfluß des Menschen (anthropos = Mensch) gebunden, weshalb man sie in der Adventivfloristik auch mit dem Namen Anthropochoren bezeichnet. Wie schon angedeutet, haben wir innerhalb dieser großen Gruppe zweierlei Kategorien zu unterscheiden, und zwar die fremden durch den Menschen absichtlich oft aus großer Entfernung eingeführten Kultur — (Nutz- und Zier-) Pflanzen mit ihren Abkömmlingen, sowie die fremdländischen durch die unbewußte Vermittelung des Menschen eingeschleppten Unkräuter.

Die auf Kulturland angebauten Pflanzen interessierten den Adventivfloristen weniger, als die aus irgend einer Ursache vom Kulturland auf andere Standorte übergehenden und dort verwildernden Individuen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß ein großer Teil der vom Menschen kultivierten Gewächse nicht auf die Stellen des absichtlichen Anbaues beschränkt bleibt, sondern mit Hilfe der natürlichen Verbreitungsmittel diese verläßt und sich in der Umgebung des Kulturlandes an unbebauten Orten, Schuttstellen, wüsten Plätzen, Eisenbahnanlagen u. dgl. ansiedelt. Wegen ungenügend ausgebildeter Konkurrenzfähigkeit sind diese verwildernden Kulturpflanzen nur auf künstlich brachgelegtes Terrain angewiesen. Als typisches Beispiel führe ich das Verwildern der bekannten Hanfpflanze (*Cannabis sativa*) an, die wir selten an derartigen Stellen vermissen. Fast alle Freilandpflanzen unserer Gärten werden bei irgend einer Gelegenheit verwildert vorgefunden. Die städtischen Zier- und botanischen Gärten waren von

jeder Lieferanten verwildernder Zier-, Arznei- und Nutzpflanzen. Gerade diese gehören oft zu den besteingebürgerten Fremdlingen, wie: die übersehene Malve oder Käsepappel (*Malva neglecta*), die als Aquarienpflanze bekannte Wasserpest (*Elodea canadensis*), der Wermut oder Absinth (*Artemisia Absinthium*), die Garten-Ringelblume (*Calendula officinalis*), das aromatisch riechende Mutterkraut (*Chrysanthemum Parthenium*), die Mariendistel (*Silybum Marianum*), das in Gärten lästig werdende Knopfkraut (*Galinsoga parviflora*), die kronenlose Kamille (*Matricaria discoidea*) und viele andere mehr.

Unser besonderes Interesse beanspruchen jene Gewächse, die durch die unbewusste Tätigkeit des Menschen verbreitet werden; es sind dies die Adventivpflanzen im engeren Sinne. Zu ihnen gehören zunächst die Kulturunkräuter fremdländischen Ursprungs, deren Samen gleichzeitig mit den verschiedensten Kulturpflanzen geerntet werden und bei künftiger Aussaat mit ihnen zur Keimung und Entwicklung gelangen. Diese Erfahrung macht man häufig beim Bezuge fremden Saatgutes. Auf Luzernefeldern bei Ratscher fand ich mehrfach eine gelbblühende stachelige Flockenblume, die Sommer-Flockenblume (*Centaurea solstitialis*), sowie das steifbehaarte gleichfalls gelbblühende Wurmkraut (*Pieris echinoides*). Die angestellten Ermittlungen über die Herkunft des Luzernesamens ergaben, daß dieser südfranzösischen Ursprungs war. Mit fremdem Saatgut werden fast stets auch fremde Unkräuter eingeführt und erlangen auf diese Weise eine Verbreitung mitunter über den ganzen zivilisierten Erdkreis und wandern so von Land zu Land. Das Abendland weist eine reichhaltige Liste jener Unkräuter auf, die wir auf diese Weise aus dem Orient erhalten haben. Gerade diese Tatsache beleuchtet die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung unserer Adventivflora. Das Auftreten gewisser Unkräuter in einem Gebiete berechtigt den fachkundigen Floristen zu Schlüssen über die Herkunft des die Unkräuter beherbergenden Saatgutes, sowie über die Handelsbeziehungen verschiedener Länder untereinander. So verrät uns das Vorkommen der Pannonischen Wicke (*Vicia pannonica*) den Bezug osteuropäischen Saatgutes, wo diese beheimatet ist.

Weit größer ist die Zahl jener Adventivgewächse, die ohne Zutun des Menschen durch den Handel und Verkehr allerwärts verschleppt werden. Von den Faktoren, die eine Verschleppung hervorrufen, seien folgende genannt: die Einführung mit Südfrüchten, Vogelfutter, auswärtigem Getreide, Ölfrüchten, Gras-, Forst- und anderen Samereien, mit Schweinsborsten, Schafs- und Baumwolle, Holz- und Erztransporten, mit dem Ballast der Schiffe, sowie durch die Verkehrsmittel im allgemeinen, insbesondere durch den transatlantischen Schiffsverkehr, die Binnenschiffahrt auf Flüssen und Kanälen, den Wagen- und Eisenbahnverkehr, Züge von Wandervölkern (Zigeunern), Viehtransporte, Truppen- und Materialbeförderung in Kriegen u. dgl. m.

Nach den Umständen der Einschleppung unterscheiden wir:

1. Wollpflanzen, d. h. Arten, die mit zur Reinigung und Verarbeitung eingeführter Schafswolle eingeschleppt werden;
2. Stipflanzen, die ihre Verbreitung der Margarinefabrikation, sowie der Beförderung der entsprechenden Rohmaterialien verdanken;
3. die fremdländische Unkrautflora, die mit Vogelfutter, Getreidesaatgut, Futtergewächsen, insbesondere Luzerne-, Gras-, Forst- und anderen Sämereien eingeführt werden;
4. die mediterranen Südschuttbegleiter der großen Güterbahnhöfe;
5. die fremden ruderalen Florenbestandteile der Schutt- und Reibrichtplätze, der großstädtischen Umgebung, sowie der umfangreichen industriellen Schutt- und Schlackenhalden im oberschlesischen Industriebezirk;
6. ursprünglich eingeschleppte und nunmehr völlig eingebürgerte, den Eindruck der Urwüchsigkeit erweckende Arten.

Die **W o l l p f l a n z e n** sind Gewächse, deren Früchte und Samen mit anhängelnden Vorrichtungen — Stacheln, Dornen, Borsten, rückwärts gerichteten Härchen usw. — versehen sind, die sich in der Wollbedeckung der weidenden Schafe so verstricken, daß sie darin hängen bleiben und von den Tieren verschleppt, wie auch mit dem Rohmaterial der Wollindustrie über weite Strecken, ja selbst über unsere Weltmeere verfrachtet werden. Dieses enthält stets derartige Verunreinigungen, die vielfach zwischen den feinen Wollfasern so fest anhaften, daß bei den Prozeduren der Wollreinigung die dünnen Wollfäden oft zerreißen. Ein typisches Beispiel der Wollpflanzen ist die dornige Spitzklette (*Xanthium spinosum*), die nicht umsonst die „Pest der Schafzucht“ genannt wird, insofern als die Wolle aus dem vorhin angegebenen Grunde oft hohe Prozente ihres Wertes einbüßt. Die Kletterorgane der Wollpflanzen verhindern ein Ausfallen des Samens in der allernächsten Nähe der Mutterpflanze und sind in ihrem Existenzkampfe durch ihre raffiniert eingerichteten Anhängelungsvorrichtungen befähigt, ihrer Nachkommenschaft allerwärts Domizile zu ihrer Ansiedelung zu schaffen. Vermöge dieser weisen Natureinrichtung haben sich die Wollpflanzen über alle Steppengebiete des Erddalls ausgebreitet. Die Ausbreitung der Wollbegleiter von Erdteil zu Erdteil erfolgt nicht allein durch den Transport der Rohmaterialien der Wollindustrie, sondern vielfach auch durch die Beförderung der Zuchttiere selbst.

Der ungeheure Vermehrungs- und Ausbreitungsdrang mancher Wollpflanzen äußert sich nicht bloß in der Ausbildung von Früchten mit krallenartigen Haftorganen; vielfach sind diese auch in beinharte Bohraparate umgebildet, die bei veränderter Luftfeuchtigkeit oder unter Mitwirkung des Windes in den Boden eingebohrt werden.

Den sich behaglich lagernden Weidetieren gelangen sie dann auf leichte Weise ins zottige Fell und werden böse Folterorgane für diese, indem sie sich nicht nur durch die Wolle oder den Haarpelz durcharbeiten, sondern häufig in die Haut und den Körper des unglücklichen Tieres eindringen, ja in manchen Fällen gar den Tod desselben herbeiführen.

Die durch die Früchte der Wollpflanzen verunreinigte Wolle kommt als Rohmaterial zunächst in unsere Wollwäschereien und Wollkämmereien, in welchen die Prozedur der Wollreinigung vorgenommen wird. Die Rückstände des Reinigungsprozesses, in der Hauptsache aus den anhaftenden stacheligen und dornigen Früchten, Samen und Pflanzenteilen bestehend, werden in der nächsten Umgebung der Reinigungsanlagen an den für sie bestimmten Stellen deponiert, wo sie alsdann zur Keimung gelangen und einen Eroberungskrieg gegen unsere einheimische Vegetation führen. Die Umgebung der Wollwäschereien und Wollkämmereien wird von den Adventivfloristen gar zu gern aufgesucht, denn hier eröffnet sich ihnen ein weites Arbeitsfeld für ihre Tätigkeit. Es muß uns sehr verwundern, daß trotz der vorgenommenen umfangreichen Prozeduren — Behandlung mit den schärfsten Chemikalien, hohe Temperaturen von meistens über 100°C , — ein so hoher Prozentsatz keimfähiger Samen zurückbleibt. So wurden bei der Wollwäscherei Montpellier in Südfrankreich nicht weniger als 500 Arten fremdländischen Ursprungs festgestellt. Die bemerkenswertesten deutschen Fundstellen für Wollunkräuter sind: Kettwig a. d. Ruhr, die Wollkämmerei am Reiherstieg bei Hamburg, die Döhrener Wollwäscherei bei Hannover, sowie die Hautwollfabrik Rodleben bei Dessau (Anhalt). Bei uns in Oberschlesien fehlen derartige industrielle Anlagen und finden wir die typischen, vorhin gekennzeichneten Wollunkräuter garnicht oder nur in den seltensten Fällen.

Weitaus zahlreicher sind die Vertreter aus der Ölflora. Ölpflanzen sind diejenigen Gewächse, welche Pflanzenfette (Öl, Fett, Salg) liefern. Die aus dem Pflanzenreich stammenden Fette sind vorwiegend in den Früchten und Samen als Reservestoffe enthalten und werden durch Auspressen dieser Teile gewonnen. Bei den Ölpflanzen hat man zu unterscheiden zwischen solchen, deren Früchte und Samen zur Ölgewinnung eingeführt werden und solchen, deren Früchte und Samen als Verunreinigung der Ölfrucht beigemengt sind. Ihr Vorkommen hängt zusammen mit der Margarinefabrikation, der Herstellung pflanzlicher Öle, wie: Sonnenblumen-, Lein-, Hanf-, Ricinus-, Raps-, Rüßöl u. dgl., wie auch mit der Erzeugung von Senf und den verschiedenartigsten tierischen Futtermitteln. Die zu diesem Zwecke eingeführten Pflanzenarten fehlen selten in der Umgebung des Erzeugungsortes und treten oft zu Tausenden auf. Zwar besitzen wir bei uns in Oberschlesien meines Wissens keine Margarine- und Ölfabriken, aber die Rohmaterialien und ihre Verunreinigungen passieren auf

dem Transport die Verladetampen unserer Bahnhöfe und Hafenanlagen. Die verschiedenartigsten Umstände, vielleicht schadhafte Verpackungsmaterial, Mangel an Umsicht beim Verladen und Verfrachten usw. mögen dazu beitragen, daß bei dieser Gelegenheit vielfach Samen und Früchte verstreut werden, die bei günstigen Bedingungen bald keimen und lustig vegetieren. So kann man beispielsweise im Coseler Umschlaghafen die Ricinuspflanze (*Ricinus communis*) in ungezählten, oft ziemlich hohen Exemplaren alljährlich auftreten sehen, da hier der Ricinussame öfters umgeladen wird. Selbstverständlich fehlt es auch nie an Begleitern der Ölfrucht.

Neben den Vertretern aus der Ölflora geben sich ein umfangreiches Stellbichein die fremdländischen Unkräuter, insbesondere jene, welche mit Vogelfutter, Getreidesaatgut, Futtergewächsen, Gras- und anderen Sämereien eingeführt werden. Da diese Güter in vielen Hunderten von Zentnern und fast alltäglich in den Häfen und auf den großen Güterbahnhöfen verfrachtet werden, ist auch ihre Zahl eine überaus große. Die Art der Unkräuter richtet sich ganz und gar nach der Herkunft des Saatgutes und der übrigen genannten Sämereien. So ist z. B. die pannonische Wicke (*Vicia pannonica*), wie auch der Raukensenf (die *Sisymbrium*-Arten), charakteristisch für russisches Getreide, die Kressen (*Lepidium*-Arten) hingegen sind kennzeichnend für die Einführung amerikanischen Getreides. Mit australischem Getreide und Sämereien wandern wiederum andere Unkräuter ein und suchen bei uns heimisch zu werden. Die sich so ansiedelnden Unkräuter erbringen den besten Beweis für den Umfang des Verkehrs und die Geschäftsverbindungen zwischen den einzelnen Ländern. Gerade diese Tatsache ist für den Kulturgeschichtsforscher von eminenter Bedeutung. Der Weg der eingewanderten Pflanzen ist gleichzeitig der Weg des Verkehrs. Aus der Wanderung der Pflanzen kann er zurückschließen auf den Weg des Verkehrs selbst. Das allmähliche Verschwinden mancher Unkräuter in einem Gebiete ist für ihn ein Gradmesser, um festzustellen, inwieweit die Verkehrsverbindungen zwischen einzelnen Ländern nachgelassen, bzw. völlig aufgehört haben. Ehe der große internationale Weltverkehr nach dem amerikanischen Festlande erfolgte, bereicherten die Mittelmeerländer unsere Flora etwa um 300 Arten; vorher strömte die Flora des asiatischen Kontinents zu uns, und gerade diese Pflanzen sind es, die eine beredte Sprache für die damaligen Verkehrs- und Handelsbeziehungen reden und uns den Beweis erbringen, daß diese Tatsache mit der Kulturgeschichte übereinstimmt.

Schluß folgt.

Die Tierwelt Deutschlands, von Fr. Dahl

Ein wertvolles Hilfsmittel für den Heimatforscher

Von Hubert Rogias, Leiter der naturwissenschaftlichen Abteilung des Museums Beuthen O/Schl.

Mancherlei Gründe sind es, welche der Erforschung der Pflanzenwelt unserer heimischen Scholle seit jeher einen Vorsprung sicherten gegenüber dem wissenschaftlichen Erfassen der tierischen Lebensformen. An erster Stelle sei die die Arbeit des Floristen sehr erleichternde Unbeweglichkeit seines Forschungsobjektes genannt. Ganz bestimmt hat die verhältnismäßig bequeme Art des Pflanzensammelns und -präparierens [gemeint sind hier zunächst nur die Samenpflanzen (Phanerogamen) und die höheren Klassen der Sporenpflanzen (Kryptogamen)] neben anderen „Vorzügen“ der „lieblichen“ Wissenschaft, dieser ungezählte Jünger zugeführt. Der Tierforscher steht ungleich größeren Schwierigkeiten gegenüber, wenn man die Beweglichkeit seines Forschungsgegenstandes bedenkt. An Tages- und Jahreszeiten sowie sonstige äußere Einflüsse gebundener, aber auch durch innere Gründe (Organisation, Entwicklung) bedingter Standortswechsel des Tieres, setzt beim Faunisten neben Aneignung gründlicher Kenntnisse morphologischer und ökologischer Art auch größere körperliche Anstrengung voraus, wenn er Erfolge sehen will. Erschwerend kommt hinzu die große Fülle der Lebensformen, die es dem Einzelnen unmöglich macht, sich eine vollkommene Artenkenntnis der Tierwelt anzueignen und ihn zur Spezialisierung auf eine oder einige Tiergruppen zwingt. Während z. B. die Gesamtartenzahl aller schlesischen Blütenpflanzen anderthalb Tausend kaum übersteigt, zählt allein eine einzige von den rund zwanzig Insektenordnung, die der Käfer, gegen 4500 schlesische Arten. Man denke an ähnlich artenreiche Insektengruppen, die Schmetterlinge (in Oberschlesien allein gegen 1000 Großschmetterlinge), die Hautflügler, die Fliegen; ferner an das Heer der anderen Gliedertiere, die Spinnen und Krebse!

Was aber das Gebiet der Floristik besonders bequem und erfolgversprechend macht, das ist das Vorhandensein einer genügenden Anzahl von alle Blütenpflanzen umfassenden Bestimmungswerken, welche den Forscher in die Lage versetzen, die gefundenen Arten selbst zu bestimmen. Umgekehrt kann man sagen, daß auf dem Gebiete der Tierforschung das Fehlen von Bestimmungswerken häufig von der Beschäftigung mit bestimmten Gruppen der Tierwelt abgehalten hat. Der Faunist in der Provinz, der nur im Nebenberuf Heimatforscher war, stand hier vor unüberwindbaren Schwierigkeiten. Unerreichbar war für ihn die oft sehr zerstreute Literatur der Tiergruppe, mit welcher er sich gern beschäftigt hätte, wenn er auch nach großer Mühe sie ausfindig gemacht hatte. Ein Werk, das, wie die verschiedenen Florenwerke, zu allen Arten aller Gruppen hinführte, gab es für den Faunisten eben nicht. So kam es, daß man sich immer wieder mit denselben Gruppen abgab, von denen es bereits bequem erreichbare zusammenfassende Arbeiten gab, mit den Schmetterlingen, Käfern, Schnecken, Muscheln und den Ordnungen der Wirbeltiere, andere Gruppen dagegen ganz vernachlässigte.

Dem geschilderten Mangel eines alle Tierarten Deutschlands umfassenden Bestimmungswerkes will das eben im Verlage von G. Fischer-Jena erscheinende Werk „Die Tierwelt Deutschlands und der angrenzenden Meeressteile, nach ihren Merkmalen und nach ihrer Lebensweise“, herausgegeben unter Mitarbeit eines Stabes von Sachgelehrten von Prof. Dr. Friedrich Dahl, endlich abhelfen. Die Notwendigkeit eines solchen Buches macht sich in der Gegenwart um so fühlbarer geltend, als die moderne Faunistik nicht mehr nur Registrierarbeit, sondern kausal aufbauende Wissenschaft sein will (vergl. meine Arbeit im Augustheft 1928 dieser Zeitschrift: „Zoologische Aufgaben in Oberschlesien“). Die Faunistik muß Biotopforschung sein, d. h. sie muß die Lebensstätte zum Gegenstand

ihrer Forschung machen. Alle Tiergruppen müssen hierzu herangezogen werden. Diesem Umstande will das vorliegende Werk Rechnung tragen, vor allem dadurch, daß es entsprechend dem Untertitel den Artdiagnosen ökologische Angaben hinzufügt.

Von der „Tierwelt Deutschlands und der angrenzenden Meeressteile“ liegen bisher zwölf Lieferungen vor, deren Aufzählung im Interesse der Heimatkunde hier willkommen sein dürfte.

1. Teil. Die Wirbeltiere und Mollusken, von F. Dahl. 207 S. Preis 10.— M.
Dieser Band enthält zunächst einen Bestimmungsschlüssel für sämtliche Klassen und Ordnungen der mehrzelligen Tiere Deutschlands. Die verschiedenen Unvollständigkeiten in der Artenzahl, welche in diesem und im zweiten Teil zu Tage treten, sollen nach einer Mitteilung W. Arndts, eines Mitarbeiters an dem Werk, in einer Neubearbeitung behoben werden.
2. Teil. Tagfalter (Rhopalocera) von F. Dahl. 53 Seiten. Preis 3.— M.
3. Teil. Spinnentiere oder Arachnoidea I. Springspinnen (Salticidae) von F. Dahl. 55 Seiten. Preis 3.— M.
Von der vernachlässigten Gruppe der Spinnentiere sei das Studium dieser so interessanten und in ihren Lebensgewohnheiten so anziehenden Familie der Springspinnen dem Heimatforscher empfohlen. Die Vortrefflichkeit des Buches wird durch 159 Abbildungen erhöht.
4. Teil. Porifera-Coelenterata-Echinodermata. 332 Seiten. Preis 20.— M. Von W. Arndt, H. Brach, Th. Krumbach, F. Pay, J. Lieberkind.
Uns Binnenländer interessieren vor allem die Abschnitte, welche die Schwämme und Hydrozoen behandeln. Neben den Meereschwämmen behandelt W. Arndt hier die Naturgeschichte der Süßwasserschwämme und gibt deren Artdiagnosen. Über die Verbreitung dieser unbeachteten Süßwasserbewohner unserer Heimat, deren Studium infolge der geringen Artenzahl verhältnismäßig leicht ist, ist in Oberschlesien noch garnicht gearbeitet worden. Ein dankbares Gebiet für den Heimatkundler! Ähnlich verhält es sich mit den von G. Brach bearbeiteten Hydrozoen, deren Vertreter des Süßwassers, die Süßwasserpolyphen, in Oberschlesien weit verbreitet sind.
5. Teil. Spinnentiere oder Arachnoidea. II. Lycosidae s. lat. (Wolfs-spinnen i. weit. Sinne) von F. Dahl und M. Dahl. 80 Seiten. Preis 4.50 M.
Enthält die Gattungen und Arten der drei ersten Familien der echten Spinnen.
6. Teil. Zweiflügler oder Diptera. I. Agromyzidae (80. Familie) von M. Hering. 172 Seiten. Preis 9.— M.
Allen, welche sich für das Gebiet der Blattminen interessieren, sei dieses gründliche Werk empfohlen. Man vergleiche die Arbeiten von Seidel-Oberglogau über schlef. Blattminen.
7. Teil. Coleoptera oder Käfer. I. Carabidae (Laufkäfer) von L. Mrozek-Dahl. 210 Seiten. Preis 12.— M.
Seiner vielen ökologisch-biologischen Angaben wegen ist das Werk eine wertvolle Ergänzung zu dem bekannten Käferbestimmungsbuch von Reitter „Fauna Germanica“.
8. Teil. Spinnentiere oder Arachnoidea. III. Opiliones-Pantopoda-Pentastomida, von A. Rästner, E. Schenkel, J. E. Ch. Loman und E. Sprehn. 94 Seiten. Preis 6.— M.
Das Werk ermöglicht die Bestimmung der Weberknechte (Kanker), der Afterskorpione (Bücherskorpione) und der parasitischen Zungenwürmer.
9. Teil. Krebstiere oder Crustacea. I. Ruderfüßer oder Copepoda (1. Calanoida, 2. Cycloida) (3. Ordnung) von O. Pesta. 136 Seiten. Preis 8.— M.
Dieser und der folgende 10. Teil ein willkommenes Werk für den Hydrobiologen, namentlich seitdem die bisherige Zusammenfassung der Copepoden, Ostracoden und Malacostracen in Heft 11 der Brauerschen Süßwasserfauna vergriffen ist.
10. Teil. Krebstiere oder Crustacea. II. Decapoda, Zehnfüßer (14. Ordnung) von H. Schellenberg. 146 Seiten. Preis 9.— M.

11. Teil. Zweiflügler oder Diptera. II. Allgemeiner Teil von Fr. Hendel. 135 Seiten. Preis 8.— M.

Die so artenreiche und für die Menschen so wichtige Ordnung der Fliegen gehört zu den am wenigsten bearbeiteten Gruppen unserer Heimat. Der vorliegende Band ist eine vortreffliche allgemeine Einführung in die Naturgeschichte und das System der Fliegen.

12. Teil. Spinnentiere oder Arachnoidea. IV. Värtierchen (Tartigrada) von E. Markus. 230 Seiten. 15.— M.

Vorliegender Band bringt nach einer ausführlichen Naturgeschichte dieser seltsamen, kosmopolitischen Kleinlebewesen zum ersten Male eine Zusammenstellung sämtlicher Arten in stattlichem Umfang. Die Artbeschreibungen werden von 265 Abbildungen unterstützt.

Des beschränkten Raumes wegen mußte Referent sich leider versagen, näher auf die Würdigung der einzelnen Teile des groß angelegten Werkes einzugehen. Es sei abschließend nochmals darauf hingewiesen, daß durch das Erscheinen dieses Werkes jedem Naturfreund die Möglichkeit gegeben ist, sich in eine gewünschte Tiergruppe einzuarbeiten, zumal den einzelnen Teilen meist noch ein ausführliches Literaturverzeichnis der betreffenden Tiergruppe angefügt ist. Alle heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften, Heimatmuseen, aber auch alle höheren Schulen, werden nicht umhin können, sich das Werk anzuschaffen. Da die Teile, wie anzunehmen, einzeln käuflich sind, liegt bei den erschwinglichen Preisen auch für den Einzelnen kein Hindernis vor, das Bestimmungsmittel für die erwählte Tiergruppe zu erwerben.

Für Aquarienliebhaber

Bei Besichtigung der Ausstellung während der Naturschutztagung im August 1928 in Ratibor erblickte ich in den vielen Aquarienbehältern ein Pflänzchen an der Oberfläche des Wassers, das mir als Ricciä bezeichnet wurde. Dieses zierliche Lebermoos ist mir von früher als Ricciella Hübeneriana (Lindeb.) Nees sehr wohl bekannt, weil es mich schon öfters im Leben beschäftigt hatte. Durch einen Zuchtversuch wies ich nach, daß diese erdbewohnende Ricciella sich zu einer schwimmenden Form umbildet, wenn sie längere Zeit vom Wasser überflutet wird, was gewöhnlich in der freien Natur im Frühjahr geschieht. Das Ergebnis dieses Zuchtversuchs legte ich in der Zeitschrift „Helios“ zu Frankfurt a. Oder, Band 23 (1906) nieder. Wenn darauf im trockenen Sommer das schwimmende Pflänzchen auf Schlamm gerät, befestigt es sich und wächst zur Normalform aus. Später fand ich daselbe Lebermoos auch in einem Feldteich in Posen und sammelte es von da reichlich für die Lebermoossammlung des Herrn Dr. Schiffner in Wien. Im Jahre 1911 beschrieb ich die schwimmende Form als Ricciella Hübeneriana var. natans nov. var. in der Zeitschrift „Hedwigia“ in Dresden. In der Umgebung meines früheren Wohnortes Nafel a. Neße fand ich darauf noch mehrere Fundorte dieser interessanten Pflanze und veröffentlichte sie in der „Deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen“ im Jahre 1927 unter dem Titel: „Zur Moosflora von Großpolen“. Es war mir deshalb eine Überraschung, als ich dieselbe Ricciella in den Aquarienbehältern so reichlich in Ratibor zu sehen bekam. Aber auch in der Nähe meines jetzigen Wohnortes entdeckte ich dieses für Schlesien neue Lebermoos. Als ich nämlich am 26. November 1928 einen verwachsenen Wiesengraben bei Wiese gräflich untersuchte, erblickte ich auch die mir wohlbekannten Räschen der gesuchten Ricciella. Die hiesige Pflanze ist aber weit kräftiger als die aus Brandenburg und Posen. In einem größeren Glasbehälter hält sie sich tadellos bis heute und wird später wohl auch hier die Normalform entwickeln, wenn ich die schwimmenden Pflänzchen auf feuchten Schlamm setze.

Neustadt O/Schl.

B. Torka.

Ein Orthopterenforscher Oberschlesiens

Das Werk von Zacher: „Die Geradflügler Deutschlands und ihre Verbreitung“, das im Jahre 1917 erschien, verschafft uns einen Einblick in die Kenntnis der Heuschrecken und ihrer Verwandten in Oberschlesien. Darin nimmt die Stadt Ratibor die erste Stelle ein, gleichsam eine Insel in dem ringsum unbekannten Gebiete. Die am Schusse des Werkes beigelegte Karte über die Verbreitung dieser Insekten macht uns klar, was für merkwürdige Tiergestalten die dortige Gegend bewohnen. Schon vor 77 Jahren wurden sie bekannt durch einen Kundigen, der sich recht vielseitig auf dem Gebiete der Naturwissenschaften betätigte. Es war der Gymnasialoberlehrer Kelsch, der im Jahre 1859 gestorben ist. Er durchforschte die nähere und entferntere Umgebung der genannten Stadt, und auch Hultschin und die Gypsgruben bei Dirschel besuchte er auf seinen Ausflügen. Wenn wir die Seltenheiten aus der Pflanzenwelt jener Gegenden betrachten, so finden wir, daß er es war, der viele in diesem Gebiete neu für Oberschlesien entdeckte.

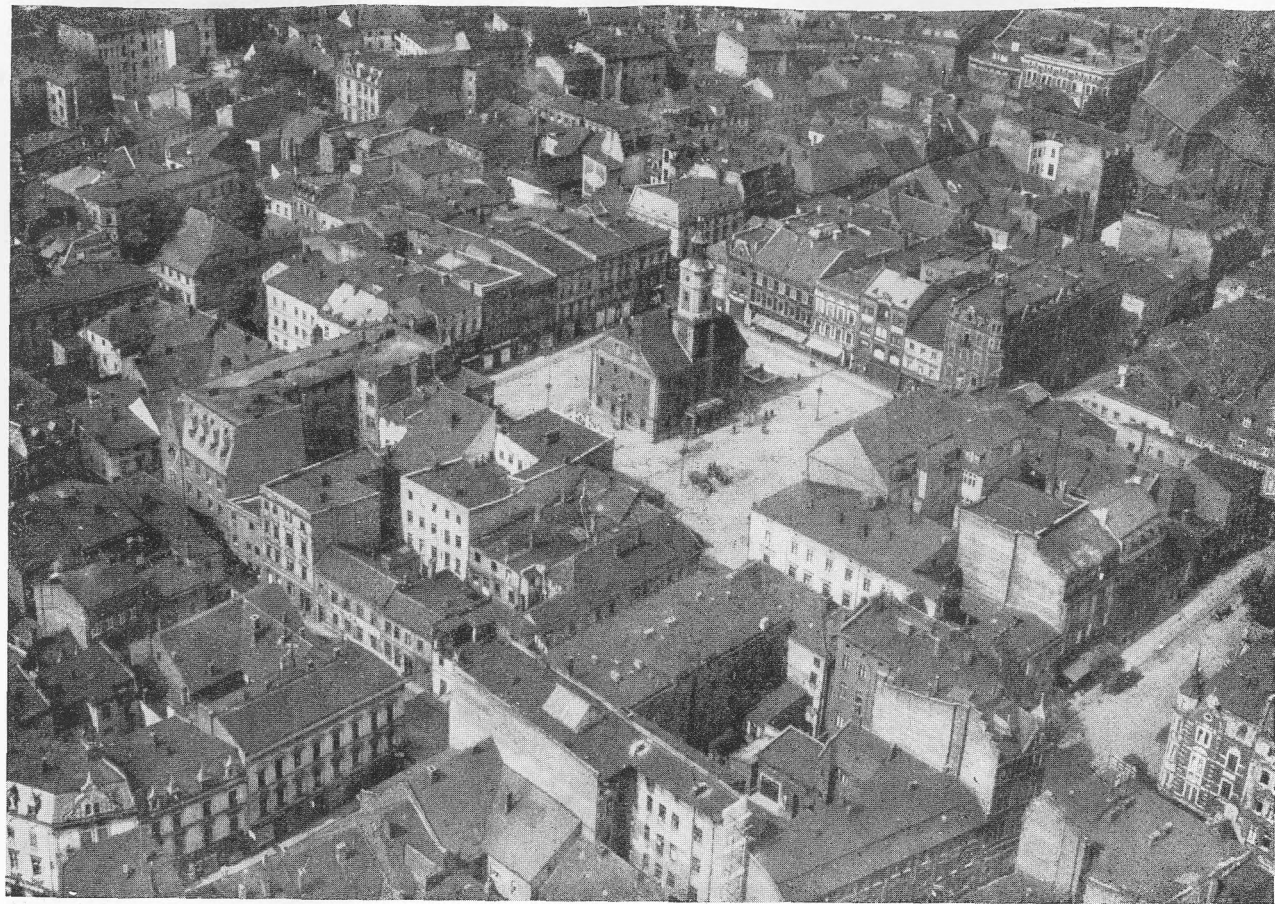
Im Jahre 1852 veröffentlichte er in der Programmbeilage des Gymnasiums zu Ratibor eine Arbeit unter dem Titel: „Grundlage zur Kenntnis der Orthopteren Oberschlesiens“. Für die damalige Zeit war diese Arbeit eine hervorragende Leistung. Von den 83 in Deutschland bekannten Geradflüglern konnte er für die Umgebung von Ratibor 64 Arten der Wissenschaft namhaft machen. Neben den häufig vorkommenden nennt er auch eine Anzahl solcher Arten, die nur von wenigen Orten Deutschlands bekannt sind. Wer sich über diese Insektenordnung und ihre Verbreitung auch über Deutschlands Grenzen hinaus unterrichten will, dem sei das obengenannte Werk von Zacher empfohlen. Das ursprüngliche Werk von Kelsch wird wohl noch schwerlich zu beschaffen sein. Das Fehlen der Angaben über die genauen Fundstellen wird vielfach als ein Mangel dieser Arbeit empfunden. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß man damals, vor so vielen Jahren, noch wenig Sinn für Tiergeographie empfand. Dieser Mangel könnte beseitigt werden, wenn sich eine Persönlichkeit fände, die sich der Orthopteren der dortigen Gegend annehmen würde. Kelsch nennt in seiner Arbeit auch das Vorkommen von *Leptophyes punctatissima* für die Umgegend von Ratibor, was Zacher bezweifelt. Er schreibt auf Seite 197 folgendes: „Es dürfte damit *L. alhovittata* Kollar gemeint sein.“ Diese Berichtigung wird hier zutreffen, weil *L. punctatissima* Bosc. eine westdeutsche Art ist, während ich bei Maßkirch, Kreis Cosel, tatsächlich *L. alhovittata* Kollar gefunden habe, die Kelsch in sein Verzeichnis nicht aufgenommen hat. Der genannte Ort ist von Ratibor nicht allzuvweit entfernt.

W. Torfa.

Oberschlesisches Fischerei-Recht in alter Zeit

Von Rektor A. Pfeiffer, Neustadt O/Schl.

Im Frühjahr 1928 wurde ein Werk vollendet, das zwei Jahre hindurch die Arbeitskraft aller historisch interessierten Persönlichkeiten des Kreises Neustadt in Anspruch genommen hatte. Es war der Band XXXIII des Codex Diplomaticus Silesiae: „Die Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens. Kreis Neustadt O/Schl.“ — Die Bearbeitung und Herausgabe des Bandes geschah namens der „Historischen Kommission für Schlesien“ und des „Vereins für Geschichte Schlesiens“ durch den Preussischen Archivar Dr. Erich Gräber vom Preussischen Staatsarchiv in Breslau. Derselbe Verfasser hatte im Jahre 1925 ein gleiches Archivalien-Verzeichnis des Kreises Sprottau (Cod. Dipl. Sil. XXXI) und im Jahre 1927 des Kreises Sagan (Cod. Dipl. Sil.



Gleiwitz Luftbild der Altstadt mit Ring und altem Rathaus

Luftbildaufnahme Aerokarthograph. Institut Breslau



Gelnitz Städtische Wohnhäuser an der Friedrichstraße, erbaut 1925 [Stadtbauamt]

XXXII) herausgegeben. — Vorher schon waren zwei ähnliche Bände geschaffen worden durch den Staatsarchivdirektor Geheimen Archivrat Dr. Wutke, und zwar von den Kreisen Grünberg und Freystadt (Cod. Dipl. Sil. XXIV) und von Kreis und Stadt Glogau (Co. Dipl. Sil. XXVIII).

Der Band Neustadt der „Inventare“ liegt nun fertig vor und ist vom Staatsarchiv Breslau, Tiergartenstraße 13 zu beziehen. Der Subskriptionspreis betrug 6.— M. Heute wird das wissenschaftliche Werk mit seinen 248 Seiten Großformat wohl wesentlich teurer sein.

Es ist eine Lust, in dem Bande zu blättern, nicht nur für den, der an seinem Entstehen mitgewirkt hat. — Bilder aus alten Zeiten springen lebensvoll in die Mußestunde unserer Gegenwart. Schon wenn man die kurzen Inhaltsangaben liest, die Dr. Gräber mit unendlichem Fleiß und erstaunlicher Geschicklichkeit aus den Archivalien herausdestilliert hat. — Und dort, wo ein stärkeres Interesse des Lesers aufstammt, da sagt ihm das meisterhaft angelegte Verzeichnis in der gleichen Sekunde, wo er die Archivalie seiner Sehnsucht finden kann, wo er sich mit der Bitte um leihweises Überlassen hinwenden muß, ob ans Staatsarchiv in Breslau, ob an das Stadtarchiv zu Neustadt, Oberglogau oder Zülz, oder an den Guts- oder Gemeindevorstand einer Herrschaft oder eines Dorfes. Die Archivalien werden kostenlos versandt gegen Erstattung der Porto. pp. Unkosten, wenn die verlangte Reverso unterschrieben werden. — Das Staatsarchiv zu Breslau allerdings versendet die von ihm aufbewahrten Urkunden und Akten nur an solche Stellen, die ein Siegel führen, also Landratsamt, Magistrat, Schulamt, Gericht pp. Die Bearbeitung des Materials darf nur in den Diensträumen dieser Behörden stattfinden.

Die in unsern „Inventarien“ verzeichneten Urkunden und sonstigen Archivalien haben naturgemäß starke lokale Bedeutung. An tausend Stellen aber greift diese Bedeutung hinüber ins Allgemeine, wird typisch für die geschichtlichen Begebenheiten und Zustände einer größeren Landschaft und schließlich der ganzen Provinz.

Heute als Probe einiges über das Fischerei-Recht. — Selbstverständlich kann ich keine zusammenhängende Geschichte der oberchlesischen Fischerei-Gerechtigkeit schreiben, dazu fehlt es mir an Zeit, Material und Qualifikation. Nicht systematisch, sondern aphoristisch will ich eine Reihe von Auszügen aus Urkunden und Akten bringen, die aufzeigen sollen, welche Bedeutung das Fischereiwesen in früheren Jahrhunderten besaß, welche Rolle der Fisch als Volksnahrungsmittel in primitiven Zeiten auch bei uns in Oberschlesien gespielt hat.

Und wenn die Auschnitte aus den Urkunden einiges mitgreifen, was nicht direkt zur Fischerei gehört, so ließ ich das mitlaufen der eigenen Merkwürdigkeit wegen, als Illustration zu Form und Inhalt alter, gesiegelter Verträge.

Und nun meine Beispiele!

1. Urkunde des Stadtarchivs Oberglogau, deponiert im Staatsarchiv zu Breslau unter der Signatur Reg. 132 a Oberglogau Acc. 3/08.

1580 März 24 (sswertek den v. wigily zwie stowany panny Mariae) Oberglogau. Franz Esweynoch (Schweinißen) von Kolbnitz auf Walzen (Kr. Neustadt) und Jan Lubowski von Lubowitz auf Stiborowitz (Stiebendorf, Kr. Neustadt) erklären, daß vor ihnen zur Aussage erschienen seien folgende von Bürgermeister und Rat zu Oberglogau benannte Zeugen: . . . Von der andern Seite haben der Kammerprokurator der Kurfürstentümer Oppeln und Ratibor Frydrych Esamberg (Schomberg) der Vernehmung beigewohnt. Die Erstgenannten hätten ausgesagt, daß sie, bezw. ihre Väter den Stadt-Fluß (d. i. die Hohenplog) von der steinernen Brücke an bis zu den Grenzen von Krepinsk (Krappitz), Kr. Oppeln) von der Stadt gepachtet hätten. Ferner seien die Fischer mit den Fischbottichen nach Raslawitz (Deutsch-Rasselwitz) gefahren, hätten das Fluß-

wasser abgestellt, gefischt und Fische verkauft. Dafür hätten sie ihre Abgaben auf das Rathaus gebracht. Demnach gehöre der Fluß von der steinernen Brücke bis nach Krpinski der Stadt.

2. Urkunde im Stadtarchiv zu Neustadt. Pergament mit eigenhändiger Unterschrift der Königin. Angehängtes Siegel der Ausstellerin gut erhalten.

1554 August 28. Warsche (Warschau). Isabella, Königin zu Ungarn usw. als Vormünderin ihres Sohnes Johann Siegmund, Herzogs in Schlesien, zu Oppeln und Ratibor, Herrn zu Neustadt, bekundet, daß sie dem Hans Brendel von Gilsenstein (Güllstein), Amtsverweser zu Neustadt, seinen Besitz bestätigt hat, und zwar den kleinen Garten zwischen seinem Hause und Brosian Riemers Fischbehälter, welcher früher zu dem Schloß gehörte, wofür der Markgraf Georg zu Brandenburg auf eigene Kosten einen neuen Behälter als Ersatz gebaut hatte, . . .

3. Urkunde im Stadtarchiv zu Neustadt. Pergament mit eigenhändiger Unterschrift der Königin. Siegel an Pergamentstreifen gut erhalten.

1556 Januar 3. Warsche (Warschau). Isabella, Königin zu Ungarn usw. als Vormünderin ihres Sohnes, des Johann Siegmund, Herzogs in Schlesien, zu Oppeln und Ratibor, Herrn zu Neustadt usw. bekundet, daß sie mit Michael Pole, Obermüller von Neustadt, einen Vertrag geschlossen habe, wegen . . . Zur Ausbesserung des Wehres und des Grabens dürfe er Erde entnehmen, wo er sie am nächsten erreichen könne. Es solle auch ein Fußsteig am Mühlgraben von der Mühle bis ans Wehr frei bleiben und zugelassen werden. Im Mühlgraben sollten allein der Müller und seine Erben frei fischen dürfen.

4. Urkunde von Oberglogau, deponiert im Staatsarchiv zu Breslau unter der Signatur Reg. 132 a Oberglogau Acc. 3/08.

Pergament in Buchform mit eigenhändiger Unterschrift des Kaisers. Angehängtes Siegel an weiß-roter Seidenschnur erhalten.

1579 Juni 4. Prag. Kaiser Rudolf II. bestätigt einen in dem Streit zwischen Hans von Oppersdorff, Freiherrn von Nisch und Friedstein, Kaiserlichem Rat und Pfandherrn auf Oberglogau.

11. Die neu erbauten Fischhälter der Stadt sind, so weit sie auf herrschaftlichem Grund liegen und ihr Wasser aus dem herrschaftlichen Mühlgraben herleiten, abzuschaffen oder mit Zinszahlung zu belegen. 12. Zu den neuerbauten herrschaftlichen Teichen soll die Stadt keine Fischfuhren außer Zufuhr der Samen leisten. 13. Das Fischrecht an strittigen Orten soll die Stadt beweisen oder aufgeben. 14. Die Lage der von der Stadt seit 40 Jahren benutzten Stadtteiche auf städtischem Grund und Boden ist zu erweisen, andernfalls tritt die Herrschaft in ihre Rechte.

5. Urkunde von Oberglogau, deponiert im Staatsarchiv zu Breslau unter der Signatur Reg. 132 a Oberglogau. Acc. 3/08.

Pergament. Siegel an Pergamentstreifen erhalten.

1619 März 12. Oberglogau. Georg von Oppersdorff, Herr auf Nisch und Friedstein, befreit seine Untertanen, die Vorstadtbürger von Oberglogau, auf den Weinbergen und jene, welche dort Güter besaßen, von allen Verpflichtungen, die sie in Bezug auf das Eisbrechen an den Fischbehältern und den Brutstellen, ferner in Bezug auf Schneiden, Sammeln und Auspressen der Früchte in den Weingärten haben, . . .

6. Urkunde aus Neustadt, Stadtarchiv.

Pergament. Siegel des Ausstellers an Pergamentstreifen erhalten.

1575 April 23. (am Tage Sanct Georgi) Deutschmüllern (Deutsch-Müllern).

Heinrich Strzela von Dilaw (Dielow) auf Deutschmüllern (Deutsch-Müllern, Kr. Neustadt), bekundet, daß er seinen Untertanen Hans Starwicz zu Kraischkeindorff (Kröschendorf, Kr.

Neustadt) genehmigt habe, auf dem Plage bei der Mühle, über den Weg weg, bei der Mühlgrabenbrücke einen freien Kretscham zu bauen, wozu er ihm eine Wiese über dem Wasser gegeben habe . . . Auch dürfe er in dem Kretscham frei mit Fischen handeln. Wenn der Strzela aber selbst Fische habe, so müsse er diese von ihm nehmen und wie andere Leute bezahlen. Weiter dürfe er einen Fischkasten bei dem Wege, dem Mühlgraben aber ohne Schaden, bauen. Von diesem Kretscham, den Wiesen, Gärten und Aekern solle er dem Grundherrn auf Sankt Georgi jährlich 18 Gulden Zins geben, den Gulden zu 36 Groschen, den Groschen zu 12 Heller gerechnet und auf Sankt Jakobi 9 Hühner.

7. Urkunde aus Neustadt, Stadtarchiv.

Pergament. Die beiden anhängenden Siegel der Herzöge erhalten.

1481 Juli 31. (am Dienstage, am ohnde sendte Petirs, so man heysset ad vincula Petri) Oppol (Oppeln). Johannes und Nicolaß (II) Gebrüder, Herzöge in Schlesien und Herrn zu Oppol und Newstat (Neustadt) bekunden, daß sie für 500 rote (ratte) ungarische Gulden, die ihnen ganz bezahlt sind, verkauft haben dem Girzik (Georg) von Werbna (Würben) ihrem derzeitigen Hauptmann zu Newstat, dessen Erben und Nachkommen, die Vogtei mit allen ihren Gerichten, Genüssen und Zubehör, nämlich den dritten Pfennig aller großen und kleinen Bussen, es sei für Mord, Brand oder Gewalt auf Wegen und Stegen in der Stadt oder vor der Stadt und in den sieben Dörfern . . .

Auch habe er einen Fischer frei, auf dem Wasser zu fischen. —

Da mein Leid klein war . . .

Von Christine von Winkler

Da mein Leid klein war,
Ein Tuch nur voll Tränen, —
Breitete ich es aus
Vor Wolken, Blumen und Bäumen,
Und siehe, nichts war es!
— Wie Morgengewölke entwich es
Vorn goldenen Hauch ihres Atems. —
— Nun mein Leid groß ward,
Ein lastender Quader,
Heb ich ihn ächzend
Mit blutenden Armen
Und breite ihn hin
Vor Erdmutters leuchtende Augen,
Und siehe, sie lächelt,
Lächelt weiter
Ihr Buddalächeln voll starrer Süße:
„Nichts, bist du, nichts!,
Und deiner tausend
Versinken täglich

Erde zu Erde in meinen Schoß!
Und immer wieder
Schmück ich den Leib mir,
Und blühe, blühe,
Dann breit ich mein Schlaf Tuch,
Und schlafe, — schlafe —!
— Werden, — Vergehen —
Was seid ihr für mich?
Ein Strauß am Gewande,
— Duftend, verwelkend,
Zerflatternd im Winde
Und wiederblühend im ewigen Kreis!
— Nichts seid ihr, nichts!“
So sprach ihr sinnendes Budda-Auge. —
— Da sank ich nieder
Und hob meinen Block
Und trug ihn schamvoll
Weit, weit in die Wälder
Vorn lächelnden Spott ihrer Blicke.

Volksmusikpflege in Oberschlesien

Bericht über die Musikwoche im Heimgarten (1.—4. Januar 1929)

Von Hermann Fuhrich, Heimschule am Laacher See (Rheinland)

Wer in den letzten Jahren die Entwicklung der musikalischen Erneuerungsbewegung verfolgt hat, die dem Bereich der eigentlichen Jugendbewegung längst erwachsen und heute ein wesentlicher Bestandteil der Volksbildungsbewegung geworden ist, der weiß, daß sie einen nicht mehr wegzudenkenden Faktor des heutigen Musiklebens, insbesondere der Volksmusikpflege darstellt. Sie hat ja auch schon eine 30jährige Geschichte. Ihre Anfänge liegen in dem rauhfehligen „Pachantengesang“ der ersten Wandervögel um die Jahrhundertwende, dann kam die Zeit betonter Volksliedpflege, später fand die Bewegung, vor allem geführt durch Fritz Jöde und Walther Hensel, zur Kunstpflege, und ihr jetziges Niveau zeigt sich etwa darin, daß sie ihre Führertagungen mit den für die Musikwelt so bedeutungsvollen Kammermusikfesten zu Baden-Baden zusammenlegt, darin, daß führende Komponisten der Gegenwart — ich nenne nur Paul Hindemith — mit ihr Zuhilf genommen haben. Man kann eine einheitliche Entwicklungslinie feststellen, wenn auch Anfang und gegenwärtiger Stand der Entwicklung kaum vereinbar erscheinen.

Auch in Oberschlesien hat diese Bewegung um sich gegriffen. Zum Teil entstanden aus den Nöten des Grenzlands mit seinem bedrohten Deutschtum, mußte sie hier in ihrem Bemühen um eine Gesundung unserer immer mehr niedergehenden Volksmusik einen besonders günstigen Boden finden. Reisse wurde schon mehrfach für ihre Veranstaltungen gewählt (Singwochen unter Walther Hensel und Adolf Seifert) und der „Heimgarten“ wurde zu einer der besten Pflegestätten für ihre Bestrebungen. Professor Klemens Neumann war ja hier am Werke, selbst einer der eifrigsten Förderer und besten Führer dieser Bewegung. Er hatte erkannt, daß Volksbildung als Bildung zum Volke die Pflege gemeinschaftsbildender Volksmusik nicht entbehren kann.

Unsere Musikwoche schloß sich an die bisher in dieser Richtung geleistete Arbeit an, zeigte jedoch ein neues, eigenes Gepräge, das im folgenden skizziert werden soll, verbunden mit einigen der leitenden grundsätzlichen Erwägungen.

Die Jugendmusikbewegung beginnt seit einiger Zeit einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Gestaltung der Kirchenmusik zu gewinnen. Auf protestantischer Seite sind heute diese Einflüsse schon so weitreichend, daß sie zur Gründung einer „evangelischen Schule für kirchliche Volksmusik“ zu Spandau geführt haben und neuerdings eine eigene Zeitschrift „Musik und Kirche“ für „die nachgewordenen erneuernden Kräfte im Gesamtbereich der evangelischen Kirchenmusik“ herausgegeben wird. Auf katholischer Seite sind zwar auch längst Kräfte am Werke — es sei noch einmal an das Wirken Prof. Neumanns erinnert — aber heute gilt es, ihre Wirksamkeit auf weitere Kreise zu übertragen. Die Zahl der in der Singbewegung stehenden jungen Katholiken ist sicher nicht gering; wenn uns die hier erwachten Kräfte nicht verloren gehen sollen, dann ist es notwendig, sich einmal auf die besonderen Aufgaben zu besinnen, die uns Katholiken bei der Durchführung der Ideen begegnen, die der musikalischen Erneuerungsbewegung zugrunde liegen. Hier wollte unsere Musikwoche ansetzen. Dabei geht es nicht in erster Linie um irgend eine Reform der Kirchenchöre oder sachlich-kirchenmusikalischer Dinge, sondern um ein Sichauswirken einer neuen menschlichen und religiösen Haltung, die durch die liturgische Bewegung deutlich wird, bzw. darum, die Grundlagen für diese Haltung zu schaffen. Es liegt also eine wesentlich volksbildnerische Aufgabe vor, die nur in Verbindung mit liturgischer Schulung zu lösen ist. Es erwächst hier die Notwendigkeit, Tagungen der musikalischen Erneuerungsbewegung bewußt im katholischen Sinne zu formen.

Das suchten wir in unserer Musikwoche vor allem dadurch zu erreichen, daß wir in ausgiebiger Weise das Singen des gregorianischen Chorals, dieses Kronjuwels katholischer Tradition, mit in den Arbeitsplan einbezogen. Es standen uns dafür täglich $1\frac{1}{2}$ Std. zur Verfügung. Wenn es sich auch zeigte, daß diese Zeit für eine nur viertägige Tagung knapp bemessen war, so haben wir uns doch die schöne Messe an höchsten Festen (II. des römischen Graduale) erarbeitet und konnten am Morgen des 4. Tages in der Kapelle des Heimgartens ein Choralamt singen (an den vorherigen Tagen begannen wir das Tagewerk mit einer missa recitata). Zu diesem praktischen Singen trat ergänzend eine Theoriestunde. In ihr wurden die Fragen behandelt, die es in Verbindung mit dem Choral-singen zu lösen gilt. Insbesondere zeigten sich die Teilnehmer auch an der Frage einer erweiterten Schulung für kirchliche Volksmusik interessiert. Damit wurde der Blick häufig auch auf allgemeinere kirchenmusikalische Gegenwartsprobleme gelenkt. Des weiteren wurde den Teilnehmern ein Einblick in das Wesen und den Aufbau der Kirchentonarten gegeben. Veranschaulicht wurden die einzelnen Kirchentöne dabei u. a. an in diesen Tonarten stehenden deutschen Kirchenliedern. Darüber hinaus konnte das Singen des deutschen Kirchenliedes nur noch in eingeschränkter Weise berücksichtigt werden, obwohl gerade das neuerschienene Gesang- und Gebetbuch von Franz Hoffbauer-Oppeln Anlaß dazu gegeben hätte. Wir glaubten uns eine solche Einschränkung auferlegen zu müssen, weil wir diesmal dem instrumentalen Musizieren, das auf den bisherigen Singwochen immer zu kurz gekommen war, einen besonders breiten Raum gewähren wollten. Dafür soll auf späteren Tagungen, die nach Möglichkeit auf 6 oder 7 Tage ausgedehnt werden sollen, dem Kirchenlied besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Während also auf den früheren Singwochen das Hauptgewicht auf die Pflege des edlen Volksliedes wie mehrstimmiger Volksmusik und auf das Bewußtmachen der solchen Ton entspringenden gemeinschaftsbildenden Kräfte gelegt wurde, sollte diesmal die Schulung zu einem stilgerechten instrumentalen Musizieren in Liebhaberkreisen, in Familie, Schule und Verein im Vordergrund stehen. Darin zeigte sich das zweite charakteristische Merkmal der Musikwoche. Solche Schulung scheint heute sehr notwendig zu sein, denn die Art des Musizierens in den eben bezeichneten Kreisen, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten zeigte, trägt ja weder gemeinschaftsbildende Züge, noch ist sie — Ausnahmen gern zugestanden — künstlerisch ernst zu nehmen. Zwei Erscheinungsformen kann man hier häufig beobachten: die Art Hausmusik, die man etwa durch den „Typ der klavierspielenden höheren Tochter“ symbolisieren kann (sie ist so häufig zu finden, da „jeder Gebildete mit Recht verlangt, daß man, nächst der Kunst, sich anständig zu verbeugen und ebenso auch über das, was man nicht weiß, zu reden, auch die Musik liebe und treibe“ E. T. A. Hoffmann), und die Art des Musizierens in Schul- und anderen Liebhaberorchestern, in denen man sich trotz unzulänglicher Mittel an die großen, vielfach für das Berufsorchester gedachten Werke unserer Meister heranwagt, diese aber, um Mängel der Ausführung zu verdecken, in mehr oder weniger fragwürdigen Bearbeitungen spielt (Salonorchesterausgaben), wodurch das Kunstwerk entstellt und verfälscht wird.

Kein Wunder, wenn sich trotz des ungeheuren Musikverbrauchs unserer Zeit bei dieser heutigen Lage des Laienmusizierens ernste Stimmen mehrten, die den unverkennbaren Niedergang unserer Volksmusik bedauern. Dieser Zustand ist der tragische Ausklang einer langen musikgeschichtlichen Entwicklung. Während in früheren Jahrhunderten alle Musik Gebrauchsmusik war — es sei an die Blütezeit der deutschen Hausmusik (16.—18. Jahrhdt.) erinnert — wurde sie im verfloßenen Jahrhundert zu einer Angelegenheit bestimmter Fachkreise und einer engbegrenzten Kenner-schaft. Der Komponist schrieb nicht mehr für den Gebrauch der Musikfreunde, sondern für den Künstler und das Konzert, und der Liebhaber (dieses Wort in seinem ursprünglichen schönen Sinne ge-

meint) nutzte sich, da diese Musik meistens einen großen Orchesterapparat und den Virtuosen verlangt, mit passivem „Musikgenuss“ begnügen. (Daß diese Darstellung den kulturellen Wert des Berufsorchesters nicht schmälern will, braucht wohl nicht betont zu werden.) Erst die in den letzten Jahren von der Musikwissenschaft und der Jugendmusikbewegung herausgebrachten Neuausgaben älterer Musik haben wieder die Grundlage für ein gesundes Laienmusizieren geschaffen. Auch das schon erwähnte Zusammenarbeiten lebender Komponisten mit der Jugendmusikbewegung eröffnet hier ganz neue Aussichten. So zeigt z. B. Hindemiths „Schulwerk des Instrumental-Zusammenspiels“, daß auch Liebhabermusik nicht auf moderne Ausdrucksmittel zu verzichten braucht.

Dem Bericht über die Durchführung dieses neuen Gemeinschaftsmusizierens sei eine kurze Übersicht über die Teilnehmer beigefügt. Das Orchester setzte sich aus annähernd 20 Streichern und Holzbläsern zusammen. Die Erfahrung zeigte, daß eine wesentliche Vergrößerung des Orchesters im Hinblick auf die beabsichtigten Schulungsaufgaben nicht wünschenswert gewesen wäre. Die vorauszusetzenden technischen Fertigkeiten auf dem Instrument wurden absichtlich niedrig bemessen, doch mußte mindestens einwandfreies Beherrschen der 1. Lage (bei Geigern) verlangt werden. Im Hinblick auf den Beruf der Teilnehmer waren anwesend 11 Lehrer (einer davon noch nicht im Amt), 3 Schüler höherer Lehranstalten, 1 Privatmusiklehrerin, 1 Zollsekretär, 1 Gerichtsschreiber und 1 Student. Abgesehen von den Wirkungsmöglichkeiten der Lehrer in Schule und Jugendpflege, besteht die Möglichkeit, daß der Ertrag der Woche weitergegeben wird, da die meisten Teilnehmer in Musikantengilden, Singgemeinden und Vereinen mitarbeiten. Mit einer Ausnahme (Danzig) stammten alle Teilnehmer aus Oberschlesien.

Das praktische Musizieren gliederte sich nun in Orchester- und Kammermusikspiel. Ursprünglich war geplant, eine besondere Arbeitsgemeinschaft einzurichten, die sich mit den Besonderheiten der älteren Musik befassen sollte (Erfordernisse für stilgerechten Vortrag, Formenlehre, Literaturhinweise). Es erwies sich aber als praktischer, die theoretische Schulung in unmittelbare Verbindung mit dem Musizieren zu bringen.

Im Mittelpunkt des Orchesterspiels standen instrumentale Weihnachtsmusik (für Streichorchester) — Zwischenstücke aus dem Weihnachtsanthem Purcells, Weihnachts-Pastorale aus Händels „Messias“ —, eine Suite von Joh. Kasp. Fischer, einem Zeitgenossen Joh. Seb. Bachs, für Streichorchester, Holzbläser und Klavier, endlich einige Stücke aus Händels „Wassermusik“ in gleicher Besetzung. Es standen dafür täglich 2 mal 2 Stunden zur Verfügung.

Im Kammermusikspiel, für das täglich eine Stunde vorgesehen war, übte eine Gruppe 3 Stücke aus Hindemiths „Schulwerk“ (op. 44/III; Streichquartett), eine andere Gruppe spielte Stücke zu 4 und 5 Stimmen von Joh. Herm. Schein. Die anderen Teilnehmer, die meist technisch noch nicht hinreichend geschult waren, beschäftigten sich mit Duetten, leichten Sonaten, Triosonaten usw. Zur Musizierform ist zu sagen, daß stets ohne einen eigentlichen Dirigenten gespielt wurde. Dies nicht nur aus historischen Rücksichten — noch vor hundert Jahren war ja das Spielen ohne den Taktschlagdirigenten gang und gäbe — sondern weil in dieser Musizierform ein nicht zu übersehender musikerzieherischer Wert liegt. Beim Spielen mit Dirigent gestaltet dieser das Werk, die Spieler sind die ausführenden Organe seines Willens, das Orchester sein „mehr oder weniger einsichtiges Werkzeug“ (Berlioz). Das mag im Berufsorchester berechtigt sein, bei unserem Laienmusizieren dagegen legen wir Wert auf ein Zusammenspiel, bei dem jeder für sich allein verantwortlich ist, aber im selben Maße für das Gelingen des ganzen Werkes. Daß dadurch die schöpferische Kraft der Spieler stark in Anspruch genommen wird und ein intensiveres Üben zur Notwendigkeit wird, dürfte kein Nachteil sein.

Ein zusammenfassendes Vorspiel der erarbeiteten Werke erfolgte im Rahmen einer „Offenen Singstunde“, zu der die Öffentlichkeit, insbesondere die reiferen Jugend, eingeladen wurde. Den Eindruck eines Konzertes mit seiner Distanz zwischen Orchester und Publikum suchten wir dabei dadurch zu mildern, daß sich die Spieler in der Mitte des Heimgartensaales aufstellten und die

Gäste ringsum im Kreis Platz nahmen. Das erleichterte dann auch bedeutend das nachfolgende Singen. Nach sehr kurzer Zeit sangen alle Erschienenen mit; Volkslieder und lustige Kanons standen dabei im Mittelpunkt, abgeschlossen wurde das Singen durch einige gemeinsame Volkstänze. Die „Offenen Singstunden“ sind ein immer noch viel zu wenig in Anspruch genommenes Mittel zur Wiedererweckung des Volksliedes.

Die Tage gemeinsamen Lebens und Musizierens hatten unter den Teilnehmern der Woche ein so starkes Gemeinschaftsgefühl geweckt, daß der Wunsch laut wurde, zu späterer Weiterarbeit in loser Verbindung zu bleiben. Das soll durch Rundbriefe und gelegentliches Treffen erreicht werden. Diese „Klemens Neumann-Musikgemeinde“ will in bescheidener Weise mithelfen, die Ideen der Singbewegung auf katholische Grundlage gestellt in unserer oberschlesischen Heimat zur Durchführung zu bringen und möglichst immer weitere Kreise zu erfassen, damit die gemeinschaftsbildende Kraft solcher Musikübung in immer stärkerer Weise zur Wiedergeburt unseres Volkes beiträgt. In unserem Grenzlande hat das natürlich erhöhte Bedeutung. Zusammenarbeit mit dem Heimgarten und seinen Bestrebungen wird dabei vielfach wünschenswert erscheinen.

Zum Schluß dieses Berichtes sei noch einiges zur Gestaltung künftiger Wochen gesagt. Da eine so starke Betonung der Instrumentalmusik, wie es diesmal der Fall war, die Zahl der Teilnehmer sehr einschränken muß, soll bei späteren Veranstaltungen wieder die Vokalmusik, insbesondere aber Volkslied und Kirchenlied im Vordergrund stehen. Auch die Schulung des Choral-singens soll nicht zu kurz kommen. Möglicherweise soll die nächste Tagung überhaupt unter dem Leitgedanken kirchlicher Volksmusik stehen. Eine Verlängerung der Arbeitszeit auf 6 oder 7 Tage wird es trotzdem ermöglichen, den Instrumentalisten besondere Aufgaben zuzuweisen. Vielleicht kann auch einmal die Schulmusik besonders berücksichtigt werden. Eine Neugestaltung wird die Finanzierung unserer Veranstaltungen erfahren müssen. Obwohl uns der Heimgarten in weitgehendster Weise entgegengekommen ist und nur Ersatz der Selbstkosten für Verpflegung und Unterkunft verlangte — wir sind der Leitung des Hauses dafür zu besonderem Dank verpflichtet — so konnte doch nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Teilnehmer diesen Satz voll bezahlen (wegen Reisekosten und anderseits geringen Verdienstes wie bei den Schülern, Studenten und Junglehrern). Der Fehlbetrag, sowie die Kosten der Werbung und der Notenbeschaffung konnte durch eine Beihilfe gedeckt werden, die uns der Herr Landeshauptmann in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hatte. Wenn unsere Arbeit späterhin auf eine größere Basis gestellt werden soll, wird eine stärkere Fühlungnahme mit den Behörden notwendig werden, und es darf wohl die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen werden, daß die oberschlesischen Verwaltungsstellen für unseren „Musikdienst am Volk“ Verständnis zeigen werden.

Vorfrühling

Von Hans Niekravicz

So hat die Wetterfahne nicht gelogen,
Als sie verkündet, daß in kurzer Frist
Der Oderschiffer seine Flagge hiszt
Auf den von Eis befreiten Wasserrwogen.

Schon weitet sich der kargbemess'ne Bogen,
Den das Gestirn des Tages rasch durchmiszt,
Und dorthier, wo der Sonne Heimat ist,
Kommt im Triumph der neue Lenz gezogen.

Hörst du des Nachts den Föhn? In seinen Armen
Wird bald die Erde sehnuchtsvoll erwarmen
Mit aller Lebenskraft, die in ihr glüht.

Und wenig Wochen nur des letzten Wartens,
Und alle Pracht des großen Gottesgartens
Ist vollends ringsum sieghaft aufgeblüht.

Holtei's Grafenorter Briefe

Von Dr. Paul Reinelt, Beuthen O/Schl.

Landau, landau begehrt man jetzt Lessingfeiern, und der Begründer des deutschen Lustspiels verdient die mannigfaltigen Ehrungen. Seine Dramen, die Hamburgische Dramaturgie, Laokoön und die Wolfenbüttler Fragmente übten auf seine Zeitgenossen einen außergewöhnlichen Einfluß aus. Zu den Männern, für deren Leben er richtunggebend wurde, gehört auch Karl von Holtei. Man staunt, wenn man dessen Lebenswerk überschaut, wie sehr er versucht hat, seinem großen Vorbilde nahe zu kommen.

In seiner großen Selbstbiographie „Vierzig Jahre“, hat er kein Hehl aus seiner Verehrung für Lessing gemacht, und in den Grafenorter Briefen nennt er ihn einmal „den herrlichen Lessing“. Ihn im Lustspiel übertreffen oder auch nur erreichen zu können, durfte er kaum hoffen; denn bei allem Selbstbewußtsein war sich Holtei stets der Grenzen seines Könnens bewußt. Er hat das oft auch an so ernstesten Stellen ausgesprochen, daß man diese seine Bescheidenheit wohl für echt halten darf. Ihm glückte aber eine ähnliche Tat wie Lessing: er führte das *Singspiel* auf der deutschen Bühne ein, und seine „Leonore“ hatte einen kaum geringeren Erfolg als Minna von Barnhelm. Seine Anregung fiel auf nicht minder empfänglichen Boden wie jene, die Lessing durch seine Minna von Barnhelm gegeben hatte. Das „Mantellied“ aus Leonore überdauerte das Stück, dem es entstammte.

Holtei hat es oft genug betont, daß er sich nie dazu hergegeben hat, französische Stücke zu übersetzen. Sein Stolz ist es, daß das von ihm Geschaffene echtes deutsches Gut ist. Nirgends kehrt diese Behauptung öfter wieder als in den Grafenorter Briefen (Briefe aus und nach Grafenort von Karl von Holtei. Altona, Verlag von J. F. Hammerich. 1841. 333 Seiten.) Sie sind sichtlich unter dem Einfluß der Lessingschen Hamburgischen Dramaturgie entstanden, und der Druckort, Altona, ist in diesem Zusammenhange zum mindesten verdächtig. Die Anlage der Briefe selbst und die ungezwungene Behandlung alles dessen, was die Leser interessieren könnte, ist eine getreue Kopie des großen Vorbildes. Es ist freilich auch nach meinem Empfinden das Beste, was Holtei geschrieben hat. Alles, was man sonst von ihm erwähnenswert findet, steht hinter den Grafenorter Briefen zurück: die schlesischen Gedichte wegen des darin verwendeten Dialekts, der Hauptroman: Christian Lammfell wegen seiner ungeheuren Breite, Vierzig Jahre und der Letzte Komödiant wegen der vielen darin enthaltenen Namen und Anspielungen, die uns heute nicht mehr interessieren.

Die Grafenorter Briefe sind heut wenig bekannt, und doch spiegeln sie das ganze Leben und das Werk des Dichters wieder. Der Stil ist flüssiger als in den andern Werken; die Briefform ermöglicht Abschweifungen und Behandlung alles dessen, was damals interessant war und für das wir heute noch dankbar sind. Er selbst scheint sie auch als einen kurzen Überblick über sein Leben aufgefaßt zu haben und hat deshalb in Text und Fußnoten in sie alles verwoben, von dem er wollte, daß es der Nachwelt erhalten bliebe.

Grafenort spielt in dem Leben des Dichters eine bedeutungsvolle Rolle und war neben Riga und Graz der Ort, der seinem Herzen am teuersten war und blieb. In dem langgestreckten Dorfe an der Neiße, näher an Habelschwerdt als an Glas, besaßen die Grafen *Herberstein*, die hauptsächlich in Steiermark begütert waren, seit alter Zeit ein Schloß, das nach dem Umbau zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts von Kunst Kennern als eins der schönsten Renaissance-schlösser bezeichnet wird. Reichsgraf Hieronymus von *Herberstein* hielt sich hier viel

auf und unterhielt hier den Winter über eine eigene Schauspielergruppe. Auf dem noch heute erhaltenen Theater mit seinen wohl nicht mehr als hundertfünfzig Sitzplätzen wurde für den Grafen und seine Gäste, aber auch für die Bewohner der nächsten Dörfer gespielt. Simon, der ehrwürdige Chorregent und Lehrer von Grafenort, hatte dabei die schwierige Aufgabe, den musikalischen Teil einzüben und zu dirigieren.

Auf Betreiben des späteren berühmten Hoffchauspielers S e n d e l m a n n kam Holtei als junger Student nach Grafenort und spielte ohne Wissen und gegen den Willen seiner Mutter einen ganzen Winter lang Theater, nicht gerade mit besonderem Erfolge. Hier lernte er die spätere Hoffchauspielerin Luise Rogée kennen und vermählte sich später mit ihr. Als sie schwer erkrankte, kehrte er wiederholt mit ihr nach Grafenort zurück, und als sie nach vierjähriger Ehe 1825 starb, begann Holtei ein ruheloses Wanderleben. Im Jahre 1829 vermählte er sich mit der Schauspielerin Julie Holzbecher, und als auch diese 1839 zu Riga starb, übergab er seine Tochter Maria aus erster Ehe dem Rigaer Pastor Grave zur Pflege und verließ die Stätte, wo er so schweres Leid erfahren hatte.

Nach mancherlei Irrfahrten kam er nach Grafenort zurück und schrieb dort die Grafenorter Briefe. Sein Aufenthalt wurde unterbrochen; denn sein Rigaer Freund war gestorben, und Holtei holte seine Tochter ab, um einen anderen Pflegeort für sie in der Heimat ausfindig zu machen.

Es sind im Ganzen zwölf Briefe, die mit dem 14. Juli 1839 beginnen und am 1. Juni 1840 schließen. Über den Zweck dieser Briefe sagt er im Vorwort, daß sie „zunächst für meine Freunde und wohlwollende Bekannte bestimmt seien, deren ich an vielen und den verschiedensten Orten Deutschlands so viele zähle, daß ich in meiner Armut kühn sagen darf, dies sei mein einziger Reichtum. Für diese bedarf es keiner Vorrede. Fällt aber das Buch Fremden in die Hand? . . . Nun, vielleicht scheint es, wenn sie darin blättern, einigen der Mühe wert, mich ein wenig kennen zu lernen.“

Der erste Brief ist an den Grafen Herberstein gerichtet, der noch in Eggenberg bei Graz weilte und in Grafenort sehnächtig erwartet wurde. Holtei unterrichtet ihn über die Fortschritte, welche die von ihm begonnenen Bauten genommen, über Verbesserungen, die man getroffen hat und rühmt besonders das Dampfbad, das seinesgleichen höchstens in Wien habe. Dabei trägt er das Lob des Grafen reichlich stark auf, und so unrecht hatte der Kritiker Wolfgang Menzel später nicht, wenn er einmal Holtei bitter „den allezeit fertigen Lobredner hoher Theatermächene nannte“. Man gewinnt aber aus dem Briefe ein anschauliches Bild vom Leben und Treiben und den einzelnen Personen im Grafenorter Schlosse.

Der zweite Brief (an Dr. August Kahlert, Breslau) behandelt zunächst die Frage des Theaterneubaus in Breslau. Holtei hält den Neubau für unnötig; denn auch in dem kleinen alten Theater ließ sich gut spielen und konnten tüchtige Kräfte ihr Können zeigen. Dabei statet er dem Schauspieler Beckmann den Dank dafür ab, daß sich dieser der Stücke Holteis angenommen und ihnen durch sein glänzendes Spiel zu Ansehen verholfen habe. Dem Lob eines gewissen Geistheim, der seine Gelegenheitsgedichte gesammelt und herausgegeben hatte, folgte ein heftiger Angriff Eichners, der sich in den Provinzialblättern ungünstig über Holteis „Schlesische Gedichte“ geäußert und gesagt hatte: „Nur einem auf Popularität veressenen Kopfe konnte es einfallen, eine Sammlung von Gedichten in schlesischer Mundart anzufertigen!“

Der Ausdruck „anfertigen“ versetzt Holtei in heftigen Zorn und veranlaßt ihn, die Entstehungsgeschichte der „Schlesischen Gedichte“ zu erzählen, die immerhin so wertvoll ist, daß die betreffende Stelle hier angeführt zu werden verdient.

„Weil ich einmal von den Gedichten in schlesischer Mundart gesprochen, lassen Sie mich Ihnen erzählen, wie sie nach und nach entstanden sind. Ich kehrte nach mehrjähriger Abwesenheit ins schlesische Vaterland zurück, um meine Kinder, die nach dem Tode ihrer Mutter dort lebten, zu besuchen. Als ich zuerst den Zobtenberg wieder sah, fielen mir die Strophen ein, die Ihnen unter dem Namen „der Zutaberg“ bekannt sind; ich krügelte sie im Wagen sitzend in meine Schreiftafel. Hier in Grafenort angelangt kamen die „Blouellen“ und das „Mutterle“ gleichsam von selbst zu Tage. Später, als die Klaviervirtuosin Blahetka mich einlud, bei einem von ihr in Landeck veranstalteten Konzerte zu deklamieren, sprach ich das einige Stunden vor Beginn des Konzerts aufgeschriebene Gedicht „die Birnbeemel!“ Warum soll ich mich zieren, es Ihnen zu sagen, der Vortrag dieses Gedichts erregte die ganze zahlreiche Gesellschaft und ich wurde von so vielen Seiten um Abschriften dieser und der andern Kleinigkeiten, die später entstanden, angegangen, daß ich es vorzog, mehrere derselben in die schlesischen Musenalmanache zu geben. So sammelten sich im Zeitraum von fünf bis sechs Jahren die wenigen Gedichte und Lieder, die mein kleines Büchlein füllen; sie gingen jedes Mal aus der Stimmung hervor, die in mir wach wurde, wenn ich im Sommer Schlesien wieder sah. Sie sind also nicht „angefertigt“ worden.“

Im dritten Briefe (an Gräulein D. L. in Dresden) wagt sich Holtei an das Thema Toleranz, wobei „des herrlichen Lessing Schriften gegen den Hamburgischen Hauptpastor“ und wohl auch Nathan der Weise Pate gestanden haben. Man hat an dieser spielerischen, teilweise sinnlichen Art, wie hier die Grundfragen des Christentums behandelt werden, keine Freude. Auch die Art, wie er in einem späteren Briefe den Katholizismus der Grafschaft Glatz glossiert, spiegelt vollständig das Zeitalter der Aufklärung wieder, in der die Briefe entstanden. Seine religiöse Aufklärung ist ganz Lessing ins Holteische überseht. Holtei war in der Grafschaft Glatz sehr viel bei Pfarrern zu Gast, aber man kann nicht sagen, daß er diesen Männern ein würdiges Denkmal gesetzt hätte, trotz aller Versicherung kindlicher Verehrung, die er zum Beispiel hier dem Pfarrer von Langenbrück gegenüber gibt. „Das Bild ohne Gnade“ nebst seiner Fortsetzung würde man in diesem Briefe gern missen. Man bedauert es, daß sich der Dichter auf ein Gebiet begeben hat, von dem er nicht das geringste hielt und verstand, und das doch einem großen Teil seiner Leser, zumal in der Grafschaft Glatz, etwas Heiliges war: die Religion. Als denkender Mensch hätte sich Holtei sagen müssen, daß seine freisinnigen Äußerungen gläubige Leser ebenso verletzen müssen, wie ihn die Kritik, die Herr Wolfgang Menzel in Stuttgart an Holteis Gedicht „Der letzte Pole“ übte.

Diesem Kritiker (Wolfgang Menzel in Stuttgart) ist der ganze vierte Brief gewidmet. Hier lernt man einmal den Menschen Holtei kennen. Er fühlte sich schwer beleidigt, weil ihn Menzel „den Verfasser mittelmäßiger Lieberspiele, den allzeit fertigen Lobredner hoher Theatermácene“ genannt hatte.

Den Ausgangspunkt dieser Kritik bildete das Gedicht „der letzte Pole“ in dem Chamisso-Schwabschen Musenalmanache, das den Dichter als begeisterten Polenfreund zeigte. Holtei verteidigt seine Auffassung und sagt stolz: „Ich, ich bin der erste gewesen, der in Deutschland mit einer poetischen Klage um Polen aufgetreten ist,“ und dann auf sein Stück „der alte Geldherr“ zurückkommend, sagt er: „Es lebt heute noch; und auf den Gräbern meiner polnischen Freunde hallen die Strophen nach, die ich ihrem größten Geldherrn sang. Ja, Herr Doktor Menzel, ich, der allzeit fertige Lobredner hohen Theatermácene, ich habe, heimatlos, — (heimatlos, und warum?) — mit den Meinen umherirrend von Ort zu Ort ohne Aussicht für den nächsten Tag es gewagt, umgeben von lauernden Blicken mich in einem von mir

selbst verfaßten verbotenen Stücke vor eine Schar polnischer Männer und Frauen zu stellen und mit ihnen — (frei von jeder Nebenabsicht) — eine Totenfeier zu begehen, die für einen Abend die Bühne zu einem Altare machte. Ich habe den stummberebten Händedruck greiser, benarbter Krieger, ich habe die tränenbefeuchten Blumen ihrer Töchter empfangen . . . und habe Jahre nachher, recht tief aber doch mit freiem Sinn und ohne Reue, die Nachwehen jenes flüchtigen Triumphes zu verspüren Gelegenheit gefunden.“

Der Brief ist kurz, scharf, ist ein flammender Protest aus zitterndem Herzen; darum ist es der beste in der ganzen Sammlung. Er ist echt und ohne jede literarische Salbung und Absicht.

Der fünfte Brief (an Ludwig Tieck) enthält eine Auseinandersetzung mit Tieck, der einst den jungen Holtei außerordentlich wohlwollend aufgenommen und gefördert hatte. Unterdessen war Tieck Dramaturg und Hofrat geworden, und Holtei hält sich für verpflichtet, ihm in aller Freundschaft und Höflichkeit mitzuteilen, was ihm niemand zu sagen wage: daß er alt und bequem geworden sei, heute in den Himmel erhebe, was er ehemals verurteilt habe, daß er sich durch Schmeicheleien betören lasse, unbedeutenden Talenten vorwärts helfe, während er rücksichtslos alles unterdrücke, was nicht seinen Segen habe. „Beim Allmächtigen Gott, so ist es! Und Sie, Teurer, Verehrungswürdiger, Sie wissen es nicht; Sie ahnen es nicht, obgleich es täglich neben, an und mit Ihnen geschieht.“

Daran schließt sich eine Betrachtung über den Niedergang des Theaters überhaupt. Unter dem Titel „Koralle“ werden eine Anzahl Gedichte über die damaligen Zustände am Theater beigelegt, die teilweise so giftig und gallig sind, daß sich Holtei am Schluß selbst tadeln zu müssen glaubt:

„Und steht es denn wirklich so schlimm?
Du sprichst mit ersichtlichem Grimm,
Und es zeigt sich in deiner Beschreibung,
Gelinde gesagt, Übertreibung!“

Ich bekenn's und es sieht wohl ein Jeder;
Oft in Galle getaucht ward die Feder;
Oft in Galle, gar manchmal in Gift, —
Und da fällt denn der Reim wie er trifft.

In dem sechsten Brief (an Theodor Mundt) berichtet er über seine Arbeit in Grafenort und schildert einzelne Typen des Gläzer Landes, z. B. den Einsiedler an der Antoniuskapelle oder den Pater Jürgel, dessen Leben er später in „Christian Lammfell“ ausführlich behandelt hat. Dazwischen finden sich einzelne interessante Bemerkungen über Fasanenzucht, grobe Gastwirte, das Volkslied. Auch bricht er eine Lanze für seine Lieblingstiere: Katzen, Ottern, Spinnen und Laubfrösche. Ein im ganzen unterhaltsamer und in der Schilderung des Pater Jürgel edler Brief.

Dagegen hat der siebente Brief (an Therese in P.) — der längste in der ganzen Sammlung — nur geringen Wert. In Tagebuchform wird eine Reise geschildert, die von Grafenort über Wartha, Frankenstein, Ols, Breslau und Schweidnitz geht. Einzelne Bemerkungen über Postkutscher, Gastwirte, Zigarrenraucher, gute und schlechte Predigten dienen zur Charakterisierung seiner Zeit.

Um so ergreifender ist der achte Brief (an Natalie in Riga). Holtei beginnt mit einer schönen Elegie in Prosa auf den Tod Juliens und gibt dann einen Abriß seines Lebens. Lange und mit viel Liebe verweilt er bei seiner Tätigkeit als Theaterdirektor in Riga. Es ist vielleicht das Beste und Ehrlichste, was er über sein Leben geschrieben hat; hier spricht das Herz:

„Mit zwanzig Jahren wurde ich Schauspieler, ohne sonderlichen Erfolg; ein wenig Talent, viel dunkler, ungeregelter Trieb, leichtsinniger Eifer, hastiges Bestreben, Mangel an Ausdauer, reizvolle Empfindlichkeit, Freunde und Ratgeber von verschiedener Ansicht, — . . . die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Ich gab nach zweijährigem, konfusem Hin- und Herpielen das Spiel wieder auf, welches niemals zum rechten durchdringenden Ernst geworden war. Aber einen vierjährigen Ehestand und über einen sechsjährigen Witwenstand gelangte ich zu meiner zweiten Verheirathung, durch eine bunte Reihe theatralischer Dichterträume, welche mit „Leonore“ begann, deren jugendlich anmutige Darstellerin, nachdem ich viele Rollen für sie geschrieben, sich endlich zu der schwierigsten und undankbarsten Rolle entschloß; zu der: meine Frau zu werden. Wäre ich ein französischer Theaterschriftsteller gewesen, oder deutlicher gesagt: stünde es in Deutschland wie in Frankreich, so hätten die pekuniären Ertrage meiner dramatischen Versuche, (wie unbedeutend letztere seien mögen), vollkommen ausgereicht, mich samt den Meinigen anständig zu ernähren. Da ich jedoch so glücklich bin, ein Deutscher zu sein, so hätten wir, ohne einen Zuschuß durch die Gage meiner Frau, bei meinem angestrengtesten Fleiße, und manchem dadurch herbeigeführten Erfolge, fröhlich verhungern können; weil ich durchaus nicht imstande bin, jeden Monat ein Stück zu machen und keinen Beruf fühlte, französische Stücke für die Meinigen auszugeben. Denn bei uns heißt es wie in jener Anekdote vom Nähnadel-Handel: die Menge muß es bringen. Um also existieren zu können, war ich genötigt, Julien beim Theater bleiben zu lassen. Und eine Frau, die man achtet, und mit Achtung behandelt wissen will, bei der Bühne zu sehen, (noch dazu bei einer Bühne, die Herr Cers dirigiert), ohne selbst entschiedenen Einfluß auf die Bühne zu haben; und genug vom Theater zu verstehen, um einzusehen, wie verlegend, wie unverständlich einer bescheidenen, anständigen Frau begegnet werden kann, ohne daß man weiter etwas vermag, als seinen Wroth in sich verfochen zu lassen! Das ist ein Schicksal!“

An den Hofschauspieler Sendelmann in Berlin, der einst Holtei dem Theater in Grafenort zugeführt hatte, ist der neunte Brief gerichtet. Diese Erinnerung gibt ihm Anlaß, über seinen eigenen Beruf als Schauspieler zu sprechen und über die Theaterverhältnisse in Grafenort angenehm zu plaudern. Mitteninne finden sich kurze Schilderungen von Habelschwerdt, dem Spitzigen Berge und seinem letzten Auftreten in Grafenort:

„Ach, mein Jugendfreund, welche wechselnden Gedanken und Gefühle zogen mir bei dieser Auf-
führung durch Kopf und Herz! Auf derselben kleinen Bühne hatte ich vor dreiundzwanzig Jahren gestanden, nichts im Sinne als Theaterleben. Wenn ich mir damals vorstellte: du wirst einst so weit kommen, in einer großen Stadt auftreten zu dürfen? es wird dir gelingen, Stücke zu machen, die von wirklichen lebendigen Menschen dargestellt werden? du wirst gar darin mit-
spielen? . . . O, ich wollte verhimmeln! ich wähnte, solch Entzücken müsse den, der es erlebt, töten! Und nun stand ich dreiundzwanzig Jahre später, auf denselben ölbefleckten Brettern; hinter mir alles, wovon ich damals geträumt; hatte es errungen, genossen, durchlebt in Glück und Glend; hatte es schon wieder zu den Träumen geworfen; . . . und sprach so, hoffnung- und freude-
leer, die nautliche Rolle, mit der ich in Wien Abschied genommen, mit der ich das Vaterland meiner Väter, Kurland, begrüßt; — stand unter einer Schar fremder, meist unberufener Komö-
dianten; — dachte meiner Toten, die mit mir in diesen Räumen froh waren; wandte mein Auge, durch die Seitenfenster hinüber in die Nacht dem Kirchhofe zu, wo Luigens Sohn modert; . . . und sprach, gedankenlos, was ich fest eingelernt, mit Tränen kämpfend, die nicht meinem Stücke galten, auf die Hörer aber so zu wirken schienen. Welch ein Abend für mich!“

Der zehnte Brief (an Gräulein Pauline in Grafenort) ist der einzige, der nicht aus Grafenort

datiert ist, sondern aus den verschiedensten Orten, die Holtei berührte, als er auszog, um eine Primadonna für Grafenort zu suchen. Auf dieser Reise hielt er überall Vorlesungen, die glänzend besucht waren. Interessant ist, wie er Ratibor schildert:

„Ratibor ist klein Wien, liebe Pauline, und ich wünschte Euch Grafenorterinnen, die Ihr für die menus plaisirs Eurer Toilette nur Glas habt, daß Ihr um so viel Meilen näher an die hiesigen eleganten Kauf- und Galanterie-Läden rücken könntet; wobei ich jedoch der vielseitigen und alle möglichen wie unmöglichen Artikel führenden Madame Buhl in Glas keineswegs Unrecht zu tun beabsichtige. Ratibor ist klein Wien. — Ratibor ist Troppau; Troppau ist Brünn; Brünn (seit der Eisenbahn) Wien. — Da hast du den Beweis.

Wäre Ratibor ein kleines Wenig weniger... wie soll ich es artigerweise nennen?... weniger weich und tief in Beziehung auf seine gepflasterten, und etwas mehr hart und hoch in Beziehung auf seine ungepflasterten Straßen, so wüßte ich gar nicht, was noch zu wünschen bliebe.“

Daß auch Ratibor, Glas und Neisse eigene Schauspielertrupps haben, beklagt er, weil dadurch die Kunst selbst leidet und viele sich veranlaßt fühlen, sich „dem gepußten Müßiggange“ zuzuwenden.

Auf dieser Reise erhielt er die Nachricht von dem Tode des Oberpastors Grave in Riga, in dessen Haus und Familie seine Tochter Maria eine Heimat gefunden, und die er nun abholen mußte. Die Schilderung dieser Reise, die teilweise zu einem Triumphzuge für den Vorleser Holtei wurde, veranlaßte ihn zu manch kluger Bemerkung über Vorlesen, Goethe, Grillparzer, den Berliner Verein Litteraria. Die glänzende Aufnahme, die er überall fand, trösteten ihn über den Tod seines Freundes- und vor allem über die überaus schmerzliche Zurückweisung seines Stückes: „Der letzte Mai.“

Der elfte Brief (an Seydelmann) ist ein Begleitschreiben, das Holtei den Perücken beilegt, die er einst in seinen Stücken getragen und die er nun dem Jugendfreunde mit mancherlei Erinnerungen übersendet. Gleichzeitig meldet er ihm auch den Tod des Chorrektors Simon.

Als diese elf Briefe bereits gedruckt wurden, schrieb Holtei den letzten (an Frau Wilhelmine von L. in Berlin), der zugleich eine Charakteristik der vorangegangenen enthält.

„Indem ich nun dieses Schreiben an Sie beginne, mit dem diese Sendung begleitet werden soll, und jener Blätter gedenke, welche sich bereits in den Händen des Buchdruckers befinden, fang ich an, mir selbst Vorwürfe zu machen, daß ich mich überhaupt entschließen konnte, aus diesen Briefen ein Buch werden zu lassen. Ich frage mich: ist das Schreiben an Doktor Kahlert nicht zu sehr mit Dingen angefüllt, die niemand interessieren als mich; (ich meine, wenn ich in demselben von meinen schlesischen Gedichten rede!) ist das Schreiben an Fräulein D. L. nicht zu leichtfertig in seiner Form, für den Gegenstand, um den es sich dreht? ist die Epistel an Herrn Doktor Wolfgang Mengel nicht zu grob? Jene an Therese, nicht zu schwafhaft? an Natalie, nicht zu sentimental? an Seydelmann, zu breit? an Pauline, zu eitel? und sind nicht alle miteinander uninteressant, nichtig, nutzlos?“

Sorge hatte er vor allem, ob Tieck nicht den an ihn gerichteten Brief übelnehmen werde. „Wie durfte ich es wagen, so mit Tieck zu rechten? und wird er mir nicht zürnen? und warum hab ich es getan? wird er sich meiner wegen ändern? gewiß nicht. Alles wird bleiben wie es ist und ich werde nichts dadurch errungen haben, als daß er mich zu denen wirft, die er nicht leiden mag, während er mich bisher lieb hatte; seine Gegner werden meinen Angriff zu zahm finden; seine Freunde unverschämt; aber alle werden mich tadeln.“

Aber er geht leicht über diese Bedenken hinweg, fügt scherzhafte Bemerkungen über die Torheit

unserer Höflichkeitsformen an und schließt den Brief mit den wehmütigen Gedanken, die ihm bei der Nachricht kamen, daß der König im Sterben liege.

Die Briefe aus Grafenort stehen natürlich weit hinter Lessings Hamburgischer Dramaturgie zurück. In ihrer Gesamtheit aber geben sie ein vortreffliches Bild des schlesischen Dichters Holtei. Er ist ein Kind der Aufklärung, voller Begeisterung für das Theater, und hat er auch als Schauspieler keinen besonderen Ruhm erlangt, hat er doch durch die Einführung der Singspiele anregend gewirkt. Als Mensch und Dichter ist er sich der Grenzen seines Könnens wohl bewußt, aber mit einem gewissen Stolz kann er feststellen, daß er in den „Schlesischen Gedichten“ und der „Leonore“ Bleibendes geschaffen hat. Als Vorleser glaubt er sich neben Tieck stellen zu dürfen, den Ersten der Nation.

Ihm, dem vom Schicksal schwer heimgesuchten, ruhelos wandernden „Vagabunden“ verzeiht man gern die kleine Eitelkeit, mit der er auf seine Erfolge und Bekanntschaft mit den Größten der Nation, vor allem mit Goethe, hinweist. Die Grafschaft Blas aber muß ihm allezeit dafür dankbar bleiben, daß er mit so begeisterten Worten die Schönheit ihrer Natur geschildert.

Zur Geschichte des schlesischen Dramas

Von Professor Dr. Peschel-Grainvaldau

Wie wertvoll eine schärfere Durchleuchtung besonders der schlesischen Theaterverhältnisse wäre, wie sich gerade hier stolze Blätter in den Band der deutschen Literaturgeschichte einfügen ließen, zeigt ein kurzer Überblick über die schlesische Theatergeschichte, die den ersten Abschnitt der Schlesischen Ausstellung für Theaterkunde (April—Mai in Oppeln) umfassen soll.

Das literarische Drama.

Ansätze zu einem regelmäßigen deutschen Drama sind schon vor dem 30jährigen Kriege in Schlesien vorhanden: schon um 1500 wird in Breslau gespielt, die Schauspiele gewinnen dort von 1522 an Bedeutung und 1593 werden Robers Dramen zur Aufführung gebracht. Doch lag der Lebensnerv des deutschen Dramas damals in den wohlhabenden Städten Süddeutschlands und an den Fürstenhöfen wie dem des Herzogs von Braunschweig. Wenn auch um 1600 durch die Truppen der „englischen Komödianten“ ein frischer Quell neuen Lebens einströmte, so verstummte der Schall der damals herrschenden Renaissancebühne mit ihren Zaubereien, Spektakelstücken, Aufzügen, Feuerwerken, verlang die Ausgelassenheit der entarteten Volkschauspiele unter dem Kriegslärm vollständig. Als der Frieden einzieht, zeigt sich ein neues Bild: Der deutsche Osten und vor allem Schlesien reißt die Führung in der Weiterentwicklung der Dichtkunst machtvoll an sich. Tüchtige, weitgereiste Männer, gelehrte Beamte erstehen und beeinflussen das gesamte Kulturleben als berühmteste Dichter ihrer Zeit. Bisher war man gewohnt, in diesem Urteil eine gewisse Übertreibung zu sehen und die schulmäßigen Literaturgeschichten haben sich daran gewöhnt, Martin Opitz den „gelehrten Zunftmeister der Poesie“, der zwar als Ordner der heillosen metrischen Verhältnisse eine gewisse Leistung vollbracht habe, geringschäßig zu belächeln. Längst aber hat die Wissenschaft festgestellt, daß er die trockene Hof- und Kanzleisprache, die Luther auf dem Wege zur Schriftsprache wesentlich gefördert hat, zur deutschen Dichtersprache umgestaltete, ein ungeheures Verdienst gerade in der Zeit, da die deutsche Sprache unter den Folgen des Krieges nahe am Erliegen war. Ebenso hoch ist zu werten, daß er den allgemeinen Geschmack

läuterte, indem er das Zuchlose, Formlose erkennen und meiden lehrte. Auch für die Bühne war er, wenn auch mehr durch Bearbeitungen als durch Originalstücke tätig. Davon ist der Allgemeinheit wenig bekannt. Wenn seine Übersetzungen aus Seneca und Sophokles nur zeitliche Bedeutung haben, so ist doch seine „Daphne“ wichtig, ein kleines Singspiel nach dem Italienischen, das aber, von Heinrich Schütz komponiert, das erste wahrhaft deutsche Singspiel war, das als vollkommen gelten konnte.

Opitz, der Schlesier, ist also Mitschöpfer der deutschen Oper; er hat das Theater für die deutsche Sprache zurückgewonnen. Die Blütezeit der schlesischen Dichterschulen folgte seinen Spuren. Der hervorragendste Dramatiker der Zeit ist Andreas Gryphius. Es tut nichts zur Sache, daß die neueste Literaturgeschichte, die der deutschen Stämme und Landschaften, in ihm keinen „Träger von Stammestrieben Schlesiens“ erkennt. Er ist doch der Geburt nach ein Schlesier, in Glogau 1616 geboren und wuchs als Gelehrter sogar ins schlesische Volks- und Bauernleben hinein, sodaß er das erste dramatisch realistische Bild des schlesischen Dorfes geben konnte.

Man hat diesen ungemein fähigen Kopf den „deutschen Shakespeare“ genannt. Es fehlte ihm zur größten Bedeutung nur die Günst außerer Verhältnisse und eine längere Lebensdauer. Er war seiner Natur nach geschaffen, aus dem Leben zu schöpfen, die Mode aber zwang ihn zur gelehrten Nachahmung aus den antiken Literaturen, aus der italienischen, französischen, holländischen Sprache, die er vollkommen beherrschte. Seine Bühnenerwerke machen also den falschen Pomp, den Hyperheroismus, das oratorische Pathos der Haupt- und Staatsaktionen mit, doch als Erster verwendet er einen zeitgenössischen Stoff für ein Trauerspiel und führt die bürgerliche Tragödie vor Lessing ein. Die regelmäßige Komödie hat er nach Hans Sachs neu geschaffen. Von seinen Lustspielen sind einige noch so lebensfrisch, daß wir sie heute mit Erfolg wieder-erwecken, wie „Peter Squenz“ oder die „geliebte Dornrose“, die der „Heimgarten“ Meisse im vorigen Jahre mit Erfolg aufgeführt hat. Als Erster führt er hier den schlesischen Dialekt in das Drama ein. So eilt er weit seiner Zeit voraus. Auch hier fehlt eine genauere Untersuchung seines Einflusses auf die Folgezeit, obwohl bekannt ist, daß gewisse seiner Typen, wie jene pedantischen Schulmeisterfiguren, welche gern mit gelehrten Brocken und Phrasen um sich werfen, lange die Bühne beherrschten haben. Ebenso wenig wie auf Hans Sachs folgt nun auf Gryphius ein dramatisches Genie von gleicher Größe und Art, das auf der gewonnenen Grundlage fortgebaut hätte. Denn seine Nachahmer, die Schlesier Lohensteiner, Hoffmannswaldau, Haugwitz, Hallmann erreichten seine dramatische Tiefe nicht mehr. Die überlegene Verspottung der „Greuel und des Schwulstes der 2. schles. Schule“, die für die Auf-führung der Stücke freilich ein großes Hindernis waren, ist sicher auch nicht ganz am Plage; denn wir haben hier die von einem inneren Leiden und starken Schmerzempfinden bewegte Stilform des Barock vor uns, die uns doch sonst in der Kunst als bedeutende Höhe gilt. Wieder ist die seelische Voraussetzung dieser Form das unendliche Leid des großen Krieges. Erst unsere Zeit, die ähnlich an den Folgen des Weltbrandes leidet, lehrt uns jene literarische Epoche verstehen, da sie den dem Barock verwandten Stil des Expressionismus hervorbrachte. So wird zielbewußte Forschung alle Irrtümer berichtigen und für viele ein besseres Verständnis anbahnen.

Im Jahre 1638 sind die Jesuiten in Breslau und beginnen, auf die Bühne Einfluß zu nehmen. Schlesische Landesfinder, wie der Liegnitzer Joh. Adolph (1657—1708) waren sogar schon im Wiener Theaterbetrieb in dieser Zeit schöpferisch tätig. Dem Sage der Literaturgeschichte: Kein Schlesier schrieb ein Drama bis ins 19. Jahrhundert, das irgendwie eine Bewegung geführt oder eingeleitet hätte, muß die Theaterforschung die Tatsachen entgegenstellen, daß schlesischer Geist überall an Neuschöpfungen fruchtbaren Anteil hat. In der ersten Hälfte des 18. Jahr-

hundreds herrscht noch immer die Haupt- und Staatsaktion, die Stregreifkomödie der herumziehenden Truppen, das Schuldrama, das oft noch die lateinische Sprache benützt. Des Striegauers Joh. Christian Günthers Eifersuchtsbauerspiel „Theodosius“, Schweidnitz 1715, hebt sich rühmlich aus der Menge. Der dem schlesischen benachbarte sächsische Kulturkreis beginnt seinen Einfluß zu nehmen. Auch hier klappt für Schlesiens Theatergeschichte eine Lücke. Schon der lustige Dreiaakter des Gryphius „Absurda comica“ setzt den Bestand eines volkstümlichen Theaters neben dem gelehrten Renaissance-drama voraus, da in dem Stück die Handwerker eines kleinen Ortes als Theaterfreunde auftreten und eine, wenn auch verunglückte Aufführung des Stückes „Piramus und Thisbe“ vor dem König versuchen. Dieses Theaterinteresse des Volkes dürfte nicht Erfindung des Gryphius sein, wenn er die Grundlage dazu auch in der englischen Quelle vorfand. Denn in den Städten sind bürgerliche Theatergesellschaften von Bürgern bezeugt. Hier gäbe es noch viel zu sichten und zu klären. Jedenfalls entstand aus den Reihen der fahrenden Truppen wieder ein Schlesier von überragender Bedeutung, der das deutsche Lustspiel des 18. Jahrhunderts entscheidend beeinflusst hat, Stranitzky aus Schweidnitz, der im Jahre 1708 Wien, das allein von allen großen Städten Deutschlands ohne deutsches Theater war, eine feste deutsche Truppe gab, die den Italienern mit Erfolg gegenüber treten konnte. War das nicht wieder eine schöpferische Tat ersten Ranges? Stranitzky ist außerdem auch der Vater des Hans Wurst, jener Type, die mehr als ein Jahrhundertlang mit lachendem Humor die Herzen der Zuschauer beglückte. Aus seinen Schwänken ging die Wiener Lokalposse hervor, aus deren Stimmung in folgerechter Fortentwicklung Nestroys unsterbliche Komödien, Mozarts Zauberflöte und Raimunds klassische Volksstücke erwuchsen. Schlesiischer Geist hat auch in diesem Jahrhundert die Fortentwicklung des Dramas glücklich beeinflusst. Das Tragische darin ist nur wiederum, daß das Dankenswerte der ersten glücklichen Idee, der ersten originellen Tat durch die geläuterten Verdienste der Nachahmer und Nachfolger überholt und in den Schatten gestellt wurde. Wieder sind es kriegerische Ereignisse, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine stärkere kulturelle Entwicklung unmöglich machen. Als einziges fruchtbares Ergebnis des 7jährigen Krieges bleibt der Einfluß, den der Breslauer Aufenthalt auf Lessings dramatische Kunst genommen hat. Der preußische Major Tellheim trägt schlesische Züge mit seiner Hartköpfigkeit, der rauhen äußeren Schale seines Wesens und dem zarten inneren Kern. Die klassische Zeit geht an Schlesien vorüber. Goethe, der unsere Heimat im Jahre 1790 durchreiste, hat aus der Landschaft keine literarischen Motive weggetragen außer einer allgemeinen Begeisterung an der schönen Natur.

Die Romantik scheint mit ihren Mittelpunkten Berlin, Heidelberg westlich orientiert. Dem ist aber nicht so. Es ist das Verdienst Prof. Nadlers-Königsberg, darauf hingewiesen zu haben, daß die Romantik eine ostdeutsche Kulturtat ist, die zweite große nach der Schaffung der deutschen Schriftsprache, da Hamann, Herder, Winckelmann, auf deren Schultern die Voraussetzungen zur Romantik ruhn, der Abstammung ihrer Vorfahren nach dem Schlesiischen bzw. dem Lausitzer Sprachgebiet entstammen. Das erklärt auch die Tiefe Eichendorffscher Romantik, die nicht Epigouentum ist, wie man gemeiniglich annimmt, sondern echte, aus dem Herzen quellende primäre Natur. Sein romantisches Drama feiert eben seine Auferstehung, die „Freier“ sind aufgeführt und sein dramatisches „Märchen“ wäre trotz seiner Verworrenheiten der Erweckung wert, wenn es nicht soviel persönliche Satyre enthielte. Es würde uns Eichendorff von einer neuen Seite, der des ironischen Humors zeigen. Ein neuer Eichendorff ist schon das Motte des 1. Abenteurers:

„Hier kommen die Poeten zu Land übers Meer,
Die Philister trinken Kaffee und erschrecken sehr.“



Gleiwitz/Richtersdorf St. Antoniuskirche [Stadtbaumeister]



Gleiwitz Reichspräsidentenplatz, Teilansicht der Privathäuser [Städt. Bauberatung]

Die Ankündigung der Ausstellung enthält schon den Hinweis auf den 100. Jahrestag der Auf-
führung seines ersten Dramas „Ezlin von Romano“.

Wer kennt den Dramatiker Carl Wilhelm Contessa, geb. 1777 zu Hirschberg in Schlessien? Er war einer der Cerapionsbrüder und ist als solcher von E. T. A. Hoffmann treffend gezeichnet als genütvoll und feinsinnig.

In den 30er Jahren ist der bekannteste und fruchtbarste Theaterdichter Ernst Salomon Raupach, 1784 in einem Dorfe bei Liegnitz geboren. Großes Format zeigen seine Hohenstaufen-tragödien und Cromwelldramen, der „Nibelungenhort“ dürfte auch Wagner Anregungen gegeben haben. Mit seinem Lustspiel hat er einst wie der fruchtbare Rozebue die Tagesbedürfnisse des Theaters gedeckt.

Der Breslauer Wilibald Alexis, 1789 geb., der preußische Walter Scott, der seine höchsten, verdienten Erfolge im historischen Roman erreichte, schrieb auch Lustspiele, Schwänke und ein zwischen Ernst und Scherz sich bewegendes Schauspiel. Auch seine dramatische Tätigkeit wäre einer Untersuchung wert. Der viel erfahrene, vielgewandte Bühnenodysseus Carl v. Holtei hat wesentlichen Anteil an der Wiederherstellung des Singspieles. Sein Versuch, damit dem französischen Vaudeville ein deutsches Gewand zu geben, muß als gelungen bezeichnet werden. Gleichzeitig ist er wie Gryphius eine Stufe in der Entwicklung des Dialektstückes.

Ein Mann von ganz eigenartiger Größe, ein Einzelfall seltener Art ist Heinrich Laube, 1806 zu Sprottau geboren. Seine genaue Kenntnis der französischen Technik des Dramas verhalf ihm in seinen Stücken zu meisterhaften Verknüpfungen, seine romantisch bewegten Intrigen führen zu ergötzlichen Charaktergemälden. Er erfindet die historische Anekdote als neuen Stoff der Dramatik, eine Bereicherung, ohne die unser modernes Theater einfach nicht zu denken wäre. Viel wichtiger denn als Bühnendichter ist er als Theaterleiter. Es gab nicht einen Mann seinesgleichen, der einen so scharfen Blick für Schauspielertalente und richtige Rollenbesetzungen hatte. Die Blütezeit des Wiener Burgtheaters, der seinerzeit besten Bühne, wächst aus seiner Lebensarbeit hervor.

Einen durch die Seltsamkeit seiner Produktionen abgesonderten Platz unter den neueren Komödienschreibern nimmt Christian Freiherr von Zedlitz ein, 1790 in Johannisberg geboren. Seine Lustspiele in Calderons Form und Technik erscheinen uns fremdartig, so genau geben sie das Wesen des spanischen Theaters wieder.

Der Fleiß und die gründliche Arbeitsfreudigkeit des Oberschlesiens leuchten aus G. Freytags Lebenswerk hervor. Sein Lustspiel, die „Journalisten“ wird sich immer im Spielplan der Bühnen behaupten, da es zu den wenigen hohen Erzeugnissen der deutschen komischen Muse gehört.

Mit Unrecht vergessen ist der Breslauer Robert Giesecke mit seinem eigenartigen Gedanken, die Poesie des Schwunders großen Stils zu finden und seine Psyche zu enträtseln; so hat er Eagliostro's Wesen feinsinnig erfaßt. Es wäre der Wiederentdeckung wert.

Der Satz, daß Schlessien nicht bahnbrechend auf dem Theater war, wird im 19. Jahrhundert von dem überlegenen Genie G. Hauptmanns zunichte gemacht. Unsere Zeitgenossen Carl Hauptmann, Hermann Stehr, die Epiker, zeigen auch für die dramatische Gattung ungewöhnliche Talente, und der junge Reisser Franz Jung weist als neue Hoffnung in die Zukunft. G. Hauptmann aber hat das schlesische Wesen, ja unseren Dialekt durch alle deutschen Bühnen rund um den Erdball getragen, er war mehr als einmal Herold und Schrittmacher einer neuen Epoche. Durch die Aufführung des Dramas „Vor Sonnenaufgang“ 1889 leitet er mit einer gewaltigen Kanfare den Naturalismus ein, er steht mit seinen Märchendramen an der Schwelle der Neuromantik, er ist ein Höhepunkt des deutschen Lustspiels, der auch heute noch

nicht überholt ist. Mit Recht sieht das Ausland in ihm den ersten Repräsentanten deutschen Schrifttums überhaupt. Gerade Schlessien hat an ihm viel gut zu machen. Denken wir nur an den unerquicklichen *Festspielstreit* des Jahres 1913. Noch schafft er mächtig an seinem unübersehbar reichen Lebenswerke weiter und schon hat schlesischer Dichtergeist von neuem einen kühnen Sprung vorwärts getan in einem ganz kurzen, aber reichen Leben. Kaum wußten im Jahr 1928 die Zeitschriften, die dem eben Gestorbenen Nachrufe widmeten, daß er ein Schlesier war: *Klabund* (Alfred Henschke) in Trossen an der Bober geboren, 1891—1928. Der Literaturhistoriker Sörgel nennt ihn „die Sehnsuchtsstimme der Zeit, die aus dem furchtbaren Wirrwarr nach Umkehr, Wandlung, Liebe, Gott, Güte, Geist und vor allem schreit: Wo find ich die Seele!“ Hochdramatisch ist sein Talent schon in der Lyrik. Meister in allen Stilen, Widerhall aller Klänge des Volkslieds und der Kunstweisen der letzten Jahrhunderte bis zur Gegenwart, ein zu Tode Betroffener, doch voll Lebenslust, Kind des Himmels und der Hölle, lebend, schwärmend, liebend, hassend und sehnsüchtig in jeder Stunde, ein echter Schlesier, in dessen Brust sich die verschiedensten Strömungen kreuzen. Sein „*Kreidekreis*“ ist eines der erfolgreichsten Dramen der Moderne geworden.

Wenn ich zusammenfasse: Stolge Namen sind es und Verdienste, welche die schlesische Theatergeschichte aufzählen kann und es fehlt nur die Forschung, welche ihren Allgemeingiltigkeitswert feststellt und das auf die große Entwicklung der schöngeistigen Kultur Wirkende heraushebt. Dann wird es uns fürwahr nicht schwer werden, mit dem Pfund, das uns Gott geschenkt, zu wuchern. Bisher aber hielten wir es vergraben.

Als wichtigste Aufgabe der Forschung erwächst die Forderung, die Lücken der Theaterforschung zu ergänzen. Wo sie vorhanden sind, zeigt Hr. Kaminsky in seinem Aufsatz in den *Ausstellungs-Nachrichten* Heft Nr. 1. Die Tätigkeit der Literatenvereine, der Handwerkertheater, der wandernden Bühnen.

Das volkstümliche Drama.

Das Volksschauspiel im Mittelalter ist weniger wegen des empfindlichen Mangels an schriftlichen Überlieferungen als deshalb nicht durchforscht, weil eine Anregung zu solchen Arbeiten bisher gefehlt hat.

Ungeheuer reich ist gerade die volkstümliche Dramatik im schlesischen Gebiet, mannigfaltiger in einzelnen Zweigen als in irgend einer anderen Landschaft des Reiches. Erst als die Breslauer Hochschule in A. Weinholt einen Vertreter für Volkskunde bekam, begann die wissenschaftliche Forschung auch in dieser Hinsicht. Friedrich Vogt veröffentlichte eine große Arbeit über die schlesischen Weihnachtsspiele mit Proben, und Geheimrat Siebs hat in seinen Mitteilungen der Gesellschaft für schlesische Volkskunde äußerst wertvolles Material in systematischer Arbeit zusammengetragen: auf dieser Grundlage ist J. Klappers treffliches Werk der schlesischen Volkskunde aufgebaut.

Die theatralische Erregtheit des Schlesiens zeigt sich schon in der frühesten Zeit in einer starken Neigung für Umzüge mit Verkleidungen und Mummenschanz. Aus Straf- und Bußvorschriften des Jahres 1326 kann man auf solche ausgelassene Spiele sogar in Breslau schließen. Ansätze zu dramatischer Betätigung auf mythologischer Grundlage gab es sicher schon früher.

Die Frage, ob Fastnachtsspiele da waren, ist ebenfalls noch nicht geklärt. Eine Predigt des Jahres 1456 in Breslau scheint dies zu bezeugen. Sie läßt erkennen, daß es schon geistliche Osterspiele gab, in denen Schüler die Frauenrollen spielten. Als sündhaft wird verboten, daß ein Mensch als Narr auftrete, um zu scherzen und zu spielen. Auferstehungsspiele sind seit 1343

in Breslau, vielleicht auch in Glogau, Sagan, Neisse. Daß es Theatergesellschaften von Bürgern gegeben hat, steht fest. Schon 1522 führen Breslauer Bürger Komödien in den Häusern auf. Reich an solchen Vereinigungen ist besonders die Grafschaft; Neurode, Wölfelsdorf, Habelschwerdt führen geistliche Spiele bis ins 19. Jahrhundert auf und die Grafenortler Bauern haben noch 1922 ein Passionspiel im Park des Schlosses zur Darstellung gebracht. Auch in den Bergtälern des Ulvatergebirges gab es solche Spiele in ganz großem Stil, wie die Zuckmantler Passion, die vor einigen Jahren wieder erweckt wurde und über deren reichen Gehalt man staunen muß. Wie in Oberammergau, war es hier bei uns ein künstlerisch bedeutender Holzschnitzer Bernhard Kuser, dessen Werke auch die Kirche von Patzschkau schmücken, der anscheinend die Regie dieser Spiele geführt hat. Jedenfalls wurde bei seinen Nachkommen das Manuskript gefunden. Ist es nicht äußerst interessant, wenn man bedenkt, daß nur ein Kleines fehlte und wir hätten in unserem schlesischen Gebirge vielleicht Passionsspiele in großer Aufmachung. Bekanntlich wurden diese Laienspiele durch Edikt der geistlichen Behörden beseitigt. Oberammergau und Groß-Hörs im Böhmerwald haben es verstanden, für sich das Verbot unwirksam zu machen durch Erreichung eines Privilegiums. Weil das in Schlesien nicht geschah, ist das Spiel verschollen. Als bloßer Wechselgesang in der Kirche blieb es aber bis in die Zeit um 1890 bestehen.

In ganz Deutschland ist heute Schlesien als die Landschaft bekannt, die bis in die Gegenwart die Weihnachtsspiele am treuesten im Volke bewahrt hat. Erstaunlich ist die Tatsache, daß im Raum des Gebirges mehr als 40 Christgeburtsspiele heute noch vorliegen, daß der größere Teil davon noch lebendig ist und von Burschen und Mädchen in der Weihnachtszeit in den Dörfern aufgeführt wird. Die darin vorkommenden Hirten- und Marienlieder werden als Wiegenlieder in den Familien gesungen und die Rollen vererben sich mündlich, wie im Mittelalter, weiter. In einfachen Formen sind diese Weihnachtsspiele in Mittel- und Niederschlesien nachweisbar, in ausführlicher Gestalt im Riesengebirge. Immer wirkt die Kulturarmut und Isolierung des Berglandes auf die Volksstille erhaltend ein.

Nach Klapper ist im oberschlesischen Geburtspiel eine wichtige Figur darin der Läufer, d. h. der Ansager, ein Mädchen in Knabenkleidung mit Larve, Klingel und Rute. Auch die übrigen Gestalten darin beweisen die engsten Verbindungen mit den Gebirgsformen. Die Zusammenhänge müßten klargelegt werden.

Advents- und Herodesspiele sind ebenso häufig anzutreffen. Auch Volksbräuche haben in Schlesien dramatischen Charakter. Im Adlergebirge ist ein gesungenes Kampfspiel zwischen Sommer und Winter nachzuweisen, eine Szene, die schlechthin an die Quelle des weltlichen Theaters überhaupt zu versehen ist. Die Faschingszeit ist voll von lustigen komödienhaften Auftritten, wie Bassbegraben, Strohbarführen, Schimmelreiten, die heute noch leben oder wieder zum Leben erweckt worden sind. Volkstänze und -lieder haben oft dramatischen Charakter, weil sie mit Spielen verbunden, kleine Darstellungen ergeben.

Längst sind die Früchte des Sammelns solcher Kulturgüter in anderen Landschaften nahezu eingeeignet und bearbeitet, in dem an solchem volkstümlichen Material so reichen Schlesien noch nicht. Es lebt noch zu viel im Volksempfinden. Die Spielfreudigkeit des Schlesiens, an die er von seinem Volkstum her gewöhnt ist, schwingt noch mit, wenn er zum Theater geht oder selbst die Bühne betritt. Dieser Theaterfreude einen allgemeinen gültigen Ausdruck zu geben, wird mit eine wertvolle Aufgabe der kommenden „Schlesischen Ausstellung für Theaterkunde“ sein.

Richter Wichura

Zwei Betrachtungen über den neuen gleichnamigen Roman von Georg Langer
Von Wilhelm Meridies und Alfons Handuf

Man will einen ansehnlichen Preis auswerfen, um zu einem spezifisch obererschlesischen Roman von dichterischem Rang zu kommen, zu einem Werk, darin das Schicksal dieses deutschen Landesteils, Grenzland zu sein, so mit dem Handlungsablauf, der Landschaftsschilderung, der Menschendarstellung verwoben ist, daß diese Dichtung dann geradezu als aus der Landschaft und der Seele des obererschlesischen Menschen herausgewachsen anzusehen wäre. Der Dichter eines solchen Romans würde damit für die deutsche Literatur ungefähr das geleistet haben, was R e n é S c h i c k l e mit seinem ganzen Schaffen, insbesondere seiner Romantrilogie aus dem Elsaß „Ein Erbe am Rhein“ (bisher sind erschienen „Maria Capponi“ und „Blick auf die Vogesen“) als Ränder von der Not und Deuter der Seele eines deutschen Grenzstammes leistet. Der Gedanke zu einem solchen Preisanschreiben, dem man nur beipflichten muß, konnte doch nur darum aufkeimen, weil sich das Gefühl des Fehlens einer eigentlichen obererschlesischen Dichtung in weiteren Kreisen immer stärker herausgebildet hatte. Denn jedes dichterische Werk, das den Boden Oberschlesiens, dessen Grenzlandschicksal heute unbestritten ist, wirklich wurzelhaft verbunden ist, wird auch schon Grenzlanddichtung sein müssen. Wir hatten bis heute nur e i n e n obererschlesischen Roman von dichterischem Rang: Bruno Arndts „Der Ruf der G e l d e r“. Auch dieser ist schon, wie es nicht anders sein kann, in gewissem Sinne Grenzlanddichtung, aber das eigentliche Grenzlandproblem konnte ja in keinem obererschlesischen Vorkriegsroman schon zur Entfaltung kommen, es war allerhöchstens zu erahnen. Die Geburtsstunde des Elsaß im deutschen Osten war der Tag der Vergewaltigung des Abstimmungsergebnisses durch die Alliierten. Der erwähnte Gedanke eines Preisanschreibens ist also durchaus gerechtfertigt und es wäre nur zu wünschen, daß er endlich zur Ausführung käme.

Nun ist soeben ein für Oberschlesien höchst bedeutsamer Roman erschienen, den ich nicht ansetze, für den besten und typischsten aller bisherigen obererschlesischen Romane zu erklären. Wäre er in den Preiswettbewerb gekommen, er hätte erhebliche Aussichten für eine Auszeichnung gehabt. Es ist der Roman „R i c h t e r W i c h u r a“ von Georg Langer (im Bergstadt-Verlag, Breslau), nach dem Untertitel ein „Oberschlesischer Roman aus der Zeit von Achtundvierzig“. Der Autor dieses Romans ist bisher nicht besonders hervorgetreten. Er ist bereits Verfasser eines vaterländischen Schauspiels „Das Mädchen von Cosel“ und eines schlesischen Romans „Christel Matern“, für den sich u. a. der Dichter Börries von Münchhausen in der Presse stark eingesetzt hat.

Im „Richter Wichura“ hat dieser bereits zweiundsechzigjährige Jurist (Landgerichtsdirektor), Schlesier, jedoch nicht Oberschlesier, ein Werk geschaffen, das ein ganz bedeutendes Erzählertalent offenbart und — was das Entscheidende für den inneren Wert dieses Romans ist — Volkstum und Landschaft Oberschlesiens als bestimmendes Erlebnis zur Voraussetzung hat. Nur von einem Ostdeutschen konnte dieses Buch geschrieben werden. Und auch nur ein Schlesier mit dem Wissen um das Los dieses Grenzlandes nach dem Kriege konnte ein Menschenchicksal aus den achtundvierziger Jahren in Oberschlesien so bis in die letzten Falten der Seele deuten und vor uns so lebensecht erstehen lassen, daß wir wirklich ein selbsterzähltes Leben vor uns zu haben glauben und nicht einen von einem Dichter in der Form von Tagebuchaufzeichnungen des Helden vorgelegten Roman.

Dieser Richter Agidius Wichura, dessen Aufzeichnungen mit dem Tage seines Eintritts als Patrimonialrichter beim Freiherrn v. Wilnowski auf Schloß Przonosna beginnen, ist selbst eine

Herrennatur, dazu ein Fanatiker der Wahrheit und des Rechts, „sich selber nicht der bequemste Richter“, wie es in dem dem Roman vorangestellten Vorwort des Dichters heißt.

„In einen dreifachen Ablauf größerer Dinge“, heißt es dort, war Richter Wichura „hineingeboren. „Er stand im Regen der Streiche von oben und unten und war sich selber nicht der bequemste Richter, mit seinem anderen Ich nicht der duldsamste Weggenosse, nicht der jubelnd zustimmende Freund. Wenn historische Menschen die sind, von denen die Historie mit Geburt und Tod, mit Tat, Wille und Erfolg zu berichten weiß, so ist er keiner. Sind aber in einem mehr poetischen, sagen wir shakespeareischen Sinne historische Menschen auch diejenigen, die irgendwie, ohne daß ihre Namen und Taten verzeichnet sind, jenem Ablauf mit ihren Schultern einen Schub gegeben haben, so ist er einer, selbst wenn zugegeben werden müßte, daß er als fleischbekleidetes, seelenbegabtes Knochenwerk kein einzelner, sondern eine Mehrheit, ein Zusammengesetztes, ein Stand oder eine Schicht im Ausdruck der Bewegung, jedenfalls eine Fülle war, die hier und da aufbrach, sich zeigte, vorstieß, auch mal zurückwich und dennoch bei jeder Retraite auf einem vorderen Punkte stehen blieb.“ Diese Sätze sagen so Wesentliches über die Gestalt des Helden wie über den Sinngehalt des ganzen Romanstoffes aus, daß sie in dieser Betrachtung über das Werk wörtlich gegeben werden sollten. „Ein im shakespeareischen Sinne historischer Mensch“ — ein solcher ist der Held dieses Romans unbedingt. In ihm repräsentiert sich ein Stand, der Richterstand, nicht etwa nur der des ausgestorbenen Patrimonialrichters — in ihm lebt eine zur Geschichte gewordene Epoche wieder vor uns auf, und als Wichtigstes: in ihm verkörpert sich die Seele des oberschlesischen Menschen schlechtthin.

Es wäre wohl möglich, das eigentliche Romangeschehen hier zu skizzieren, aber es würde gleichsam nur eine eindimensionale Vorstellung von der Dichtung erwecken können, während gerade die in Begriffen kaum wiederzugebende Hintergründigkeit der Darstellung, das Atmosphärische, die Fülle von landschaftlichen wie menschlichen Einzelbeobachtungen erst den ganz eigentümlichen Charakter dieses Buches ausmachen.

Dabei ist die Komposition des Romans glänzend durchgeführt, der ganze Bericht in einer verhaltenen, schwerblütigen Impressionstechnik gegeben, die vorzüglich den Ton jener Zeit wahr und vom Leser einige Einfühlung verlangt, was als kein Mangel, vielmehr als Vorzug hier anzumerken sei. Langers Menschencharakter ist meisterhaft. Keine Gestalt, die nicht in ihrer ganzen Lebensfülle gezeichnet wäre, keine, die nicht im Gedächtnis haften bliebe: der aufrechte, wortfarge, grundgütige und staatsstrenge Richter; der jähzornige, herrische und landesverräterische Grundherr; seine zarte, edle und entsagungstarke, deutschblütige Frau, in lauterer Freundschaft dem Richter verbunden; ihr aufgeschlossener und lebenswerter Junge George; des Richters schicksalhaft umnachtete junge Frau; der weise geistliche Freund des Richters, der polnische Pfarrer Kasimir von Gieraltowiz, — sie alle, bis zu den unwichtigsten Statisten der Handlung sind so echt wie das Leben selbst. Von Außen spült das Zeitgeschehen, die Revolution, die polnische Selbstständigkeitsbewegung jenseits der Grenze, seine Wellen herein, indessen Mißernte und Hungertypus die nächsten Nöte des oberschlesischen Volkes wie seiner Herren sind. Alles in allem: eines der drangvollsten Jahre aus der Geschichte Oberschlesiens ist hier zu einem Zeitbild verdichtet worden, das manchen Vergleich mit den Ereignissen unserer Lage in den geprüften Grenzland nahelegt. Wenn das oberschlesische Land nicht nur vereinzelt von solchen Persönlichkeiten wie Richter Wichura oder dem einsichtigen Pfarrer Kasimir geleitet und beraten worden wäre, das Rad der Geschichte wäre sicherlich nicht so unaufhaltsam über Oberschlesien hinweggegangen, ein Land zerreißend, das immerlich auch heute noch zusammengehört.

Im folgenden veröffentlichen wir noch eine zweite Besprechung über den gleichen Roman. Es hat einen besonderen Reiz, zwei ihrem Wesen nach so verschiedene Heimatfreunde wie Wilhelm Meridies und Alfons Handuk zur selben Sache Stellung nehmen zu lassen. Wenn beide zu einem ähnlichen günstigen Gesamtergebnis kommen, ist dies für den „Richter Wichura“ ein gutes Zeichen.

*

Handuk schreibt:

Der Schrei nach „dem“ obererschlesischen Roman wird auch mit diesem neuen Buche nicht verstummen. Nichtsdestoweniger bedeutet dieser Roman eine willkommene Bereicherung unserer Heimatliteratur. Freilich: mit gewissen — und zum Teil nicht unerheblichen — Einschränkungen, die im Literarischen, Kulturhistorischen, ja, auch Politischen und Sozialen liegen. Denn man kann beispielsweise nicht gut eine höchst bewegte Epoche mit so wenig und farblosem Hintergrund abtun, wie es der Verfasser für zureichend findet. Man kann, weiterhin, nicht gut Volkstum vermitteln wollen, wenn man Sitte und Brauch so wenig kennt wie das geschilderte Wurmbeiegen. Man kann...

Der eifrige Beckmesser dürfte noch allerlei finden und sähe am Ende den Wald vor lauter Bäumen nicht. Doch hier liegt die Stärke, der Gewinn, das Positive dieses Buches: im Menschlichen, im Individuellen. Dieser Richter Wichura — pieronna — das ist ein ganzer Kerl; wenn auch ein wenig verschrußt, lehrhaft störrisch, den, wie er selber sagt, „die Idee von Ehre und Recht bis in traumhafte Zustände hinein ergriff und erfüllte“. Solchem Manne mußte Oberschlesien zur Wahlheimat werden. Das ist kurzweilig zu lesen. Das vergift man nicht so schnell. Das paßt.

Solch hohe Meinung darf nicht verschweigen, daß Licht und Schatten auf die übrigen Zeitgenossen Wichuras im obererschlesischen Land recht schematisch verteilt sind, fast oberflächlich, zumindest mit peinlicher Absicht. Das wird einem erschreckend klar, denkt man an Max Waldaus kulturhistorische Zeitbilder in „Nach der Natur“, die, ungleich wertvoller, in die nämliche Epoche fallen. Das Grenzland-Problem wird von Langer mehrfach treffsicher gedeutet, nicht minder oft aber auch verdeutelt, „verpreußt“ — wenn man so sagen darf. Konflikte werden wohl aufgezeigt, aber der Autor wagt es nicht, ihren Ursachen nachzugehen. Das ist die Niete des Romanes. Der Richter Wichura kommt ins obererschlesische Land, gerät in dessen Zauberbann, sieht und fühlt den Zwiespalt, die seelische und soziale Not, ist hilfsbereit, ein guter Kerl — und verspinnt sich doch immer mehr in seine „importierte“ Ideenwelt. Und wenn er auch flugs dem verkannten Lande zugeschworen bleibt:

Das Chaos der obererschlesischen Seele, ihr Zerrissensein, ihr ewiges Hin und Her hat ihn zumindest nicht gefährdet.

Also ein Beispiel mit umgekehrten Vorzeichen. Darum also: ein in vieler Hinsicht für mannigfache Gesichtspunkte interessantes Buch. Anregend. Und für weniger Anspruchsvolle: gediegene Unterhaltungsektüre ohne literarische Ausschweifungen, den bewährten Heimatbüchern unseres nun schon sechzigjährigen Robert Kurpium getrost zur Seite zu stellen.

Gleiwitz

In der Bücherreihe: „Deutschlands Städtebau“ des Dari-Verlages G. m. b. H., Berlin-Halensee hat auch der Magistrat Gleiwitz sein „Stadtwerk“ erscheinen lassen, dessen Gesamtentwurf die Arbeit des Stadtbaurats Schabik ist. Oberbürgermeister Dr. Georg Geisler hat zu diesem ansprechenden Buche das Vorwort geschrieben, Stadtbaurat Carl Schabik, Stadtkämmerer Dr. Alfons Warlo, Bibliotheksdirektor Dr. Heinrich Horstmann und Stadtbaumeister Hans Sattler sind die Verfasser der Hauptabschnitte.

Gestaltendes und Gedachtes bringen die in diesem Buche vereinigten Lichtbilder: Neue Architekturen der Stadtgemeinde Gleiwitz, Modelle und zeichnerische Arbeiten des Stadtbauamtes.

Der Oberbürgermeister Dr. Geisler sagt in seinem Vorwort: „Hand in Hand mit dem kommunalen „Ich“ geht die oberschlesische Mission. Dennoch ist beides nicht gleichbedeutend. Denn das Eigenleben denkt zunächst nur an sich selbst.“

Dr. Geisler spricht ein Bekenntnis, das aber nicht von der Selbstsucht eingegeben, sondern von der Erkenntnis: Daß, wo Eigenleben auch Innenleben sei —, der Mittelpunkt, in dem der Mikro- und Makrokosmos verbunden stehn. Schwingt dieses „Ich“ in die deutsche Reichswelt hinein, so haben wir ein Recht zu fordern, daß unsre Tat draußen als ein unentbehrliches deutsches Kulturgut beachtet wird. Kultur ist aber auch Wachstum. Um gedeihen zu können, muß die verkehrstechnische Vereinigung Deutschlands mit dem oberschlesischen Industriegebiet fester verbunden werden: Nicht nur durch Verkehrsstraßen, Bahngeleise und Luftwege, sondern auch durch den vorhandenen Klodnitzkanal!

Es ist lange her, da er ein wirtschaftlicher Wasserweg war. Denn die westdeutsche Industrie steht im Wettbewerb mit dem ostdeutschen Wirtschaftsmarkt! Der Pendel, in dem das Wohlwollen der Regierung schwingt, schlägt scheinbar nach dem landschaftlich romantischen Westen hinüber, als herüber nach dem zunächst weniger freundlichen Osten.

*

Hat Dr. Warlo in seinem Aufsatz: „Die wirtschaftliche und industrielle Entwicklung der Stadt Gleiwitz“ aus dem Zusammenhange von Kommune und Industrie und Eisenbahn und Geldwesen geschöpft, Dinge, die miteinander wirtschaftlich verknüpft sind, so vertieft sich Dr. Horstmann in das landschaftlich verbundene Gebilde der Stadt. In seinem Aufsatz: „Gleiwitz in der Vergangenheit bis zur Gegenwart“ gibt Horstmann ein Rundgemälde mit geschichtlichem Untergrund. Warlo stellt die geordneten Dinge hin, Horstmann umrahmt sie. Was der Oberbürgermeister in seinem Vorwort aus der Außenschau herbeisehnt, versuchen die vorgenannten Beiträge zu einem Wesensscheine zu verdichten, der durch die beiden weiteren Beiträge der technischen Mitarbeiter so verstärkt wird, daß die Wesensarten der Gleiwitzer Baukultur sichtbar gemacht werden.

„Besonders trostlos und charakteristisch für eine disziplin- und gewissenlose Bauweise, der es nur am Gewinn gelegen war“, erinnern uns noch heute die Gebäude, die um das neunzehnte Jahrhundert entstanden sind, und an deren Ausführungen besonders die Bauunternehmer beteiligt waren, die die Häuser trotz Mangel an Begabung, um die schönggeistigen Forderungen ihrer Zeit zu erfüllen, marktschreierisch ins Straßenbild setzten.

Daß das Stadtbauamt berufen ist, durch eine Bauberatungsstelle Bauherren und Bauausführenden die Baupläne mit Überzeichnungen zu überwachen, beweisen die Abbildungen des hier be-

sprochenen „Stadtwerkes“. Hans Sattler zählt in seinem Aufsatz: „Gleiwitz in der Gegenwart“ die fertiggestellten Neubauten auf, an deren Entwurfsarbeiten er zum Teil mitgearbeitet hatte. In diesem Beitrage wird auch die erfolgreiche Tätigkeit der Siedlungsgenossenschaft, der Wohnungsfürsorge G. m. b. H., der Gemeinnützigen A. G. für Angestellten-Heimstätten, und die der Land- und Baugesellschaft erwähnt.

Das Gesamtergebnis des Wohnhausbaues nach dem Kriege bis Ende 1927, wobei auch die Häuser einbegriffen sind, die die private Bautätigkeit stadtseitig durch Hergabe von Mitteln aus dem Hauszinssteueraufkommen, durch städtische Zusatzhypotheken oder Übernahme von Bürgschaften ausgeführt hatte, ist an Linien gemessen, zeichnerisch dargestellt. Im ganzen sind bis Ende 1927 Dreitausendneunhundertundzwanzig Wohnungen errichtet worden. Hinzukommen noch die öffentlichen Gebäude: Kirchen und Schulen; die Bahnhofsanlage und der Flughafen; die Rundfunkstation; das Haus Oberschlesien; das staatliche Gymnasium und die neuen Straßen- und Grünanlagen.

*

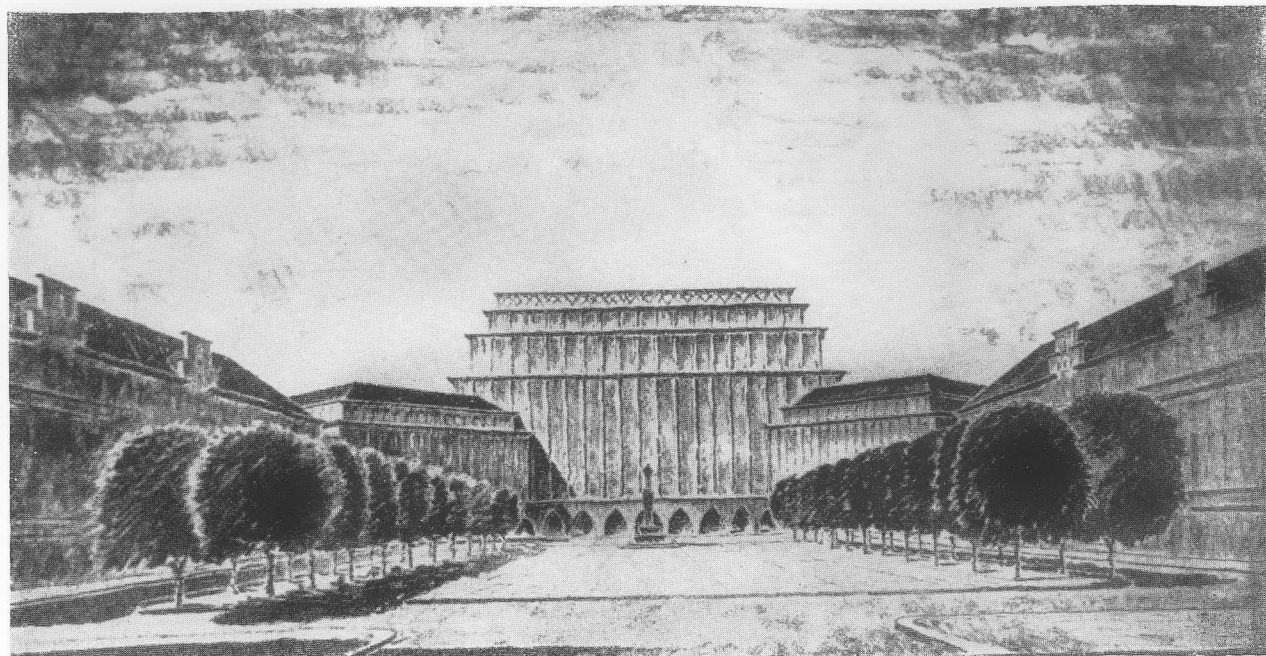
Stadtbaurat Schabik ist mit dem Aufsatz: „Die Stadt Gleiwitz in der Zukunft“ vertreten. Stadtbaurat Schabik baut mit Eisenbahn, Kanal- und Hafenobjekt und Fahrtstraßennetz den künftigen, aber recht schwierigen Bebauungsplan, weil die Industrie früher da war, als das Stadtbauamt, das sich mit diesen verkehrstechnischen Zukunftsfragen beschäftigt. Die Stadt besitzt einerseits den veralteten Klodnikskanal, der in seiner technischen Anlage von der neuen Technik überholt, andererseits den Flugzeugverkehr, der an das internationale Flugliniennetz angeschlossen ist. Wir überschätzten die Eisenbahn und glaubten, daß die Fahrtstraße nicht mehr für den Personen- und Lastenverkehr in Frage kommen werde. Wir bekamen den Kraftwagen und müssen zu unserm Bedauern sehen, wie er die Straßen mit lästigen Staubwolken überrennt!

Dies ist einiges von den Gedanken, mit denen sich Schabik in seinem Beitrage auseinandersetzt. Blättert man in dem „Stadtwerk“ und beschäftigt man sich mit den Architekturbildern, so findet man nur vereinzelt die Wesenheiten, die Selbstzweck sind und unabhängig von ihren Inhalten sich ins Straßenbild drängen. Die Zeit der ästhetischen Spekulationen ist auch hier vorüber. Denn wir erkennen an den einzelnen Bauwerken ihre Probleme, aus denen sie gewachsen sind! Die einseitig ästhetische Formauffassung ist auch bei den Neubauten des Reichspräsidentenplatzes vermieden. Innere und äußere Welt ist auch hier über den Schein des Zwiespalts hinaus vereinigt.

*

Der Reichspräsidentenplatz ist in der Entstehung begriffen. Seine langen Rechteckseiten sind bebaut, alles andere ist zum großen Teil noch offen. Blickt man in der Richtung auf den Bauplatz hin, wo das neue Rathaus errichtet werden soll, das auf Seite 49 des „Stadtwerkes“ in der Perspektive gezeigt wird, so sieht man das zusammenhanglose Bild der Schrebergärten, Dinge, die nicht ordnen und sammeln, sondern eine sinnlose Spannung und Leere herübertragen.

Die Forderung einer Architektur, die unmittelbar wirken soll, ist für unsre Zeit überlebt und ungenügend. Was an den bereits ausgeführten Wohnhäusern des Reichspräsidentenplatzes zu loben sei, wird von den Gegnern der „organischen“ Architektur verworfen, weil die Wiederkehr der Aufteilung der Flächen und Linien in gleichen Abständen zu leblos und bildlos wirke! —? Aber diese Dinge lassen sich nicht in das kleine Einmaleins hineinbringen, wie es mancher Kritiker möchte. In dem Kreiseinschnitt, der sich am Umfange wieder in den Ausgang zurückdreht und so die zeitlich geistigen Wiederkehren schafft, steht das Geheimnis aller Wiedergeburt!



Gleiniß Modellskizze für die Gestaltung des Reichspräsidentenplatzes mit Rathaus
Entwurf Stadtbaurat Schabik, Mitarbeiter Stadtbaumeister Sattler



„Haus Oberschlesien“ Gleiwitz

Gesamtansicht

Die Klassiker wußten um dieses Geheimnis. Man denke an die Säulenanordnung der Griechen: Höhe, Stärke und Abstand, eines genau wie das andre, wiederholte sich und ihre Vielheit, die dem Sehenden weiter nichts mehr als eine Wiederholung war, steigerte sich für den Schauenden in die Macht eines urgrunderzweigigen Kubus, der, wenn er noch so von der Erde gefesselt, das Dasein einer zweiten Seele in uns vorzutäuschen vermochte.

*

Von dem Reichspräsidentenplatz führen schöngeistige Beziehungen einerseits an dem „Haus Oberschlesien“ vorüber, zu dem Bahnhofsvorplatz, anderseits zu dem staatlichen Gymnasium. Um einige dieser Aus- und Rückstrahlungen zu nennen! Im Nordwesten schließt sich das Knappschachtslazarett an, dann die Rundfunkstation und die St. Antoniuskirche. Diese Gebäude sind von verschiedenen Architekten entworfen worden; es sind Duplizitäten von Eingebungen, keineswegs die Nachbildung einer Eingebung! Ihre Zeit wird nicht von allen Mitlebenden gleich stark empfunden. Denn die Gegenwart ist ein hartes Arbeitsfeld. Wir möchten gern die Romantik als Erlebnis und zwar so, daß das Ideal nur gedacht sein soll, jenseits stehen soll aller gelegentlicher Daseinserfordernisse. Der Idealist ist in unser Lesart abgetan, hie und da vermerkt, wenn er in einem Maskenaufzug hinter einer Larve einherschreitet. Wo er sich als Kämpfer zeigt, als das Bewußtsein der Gegenwart, da reckt sich ein müder Intellekt gegen den Geist auf und möchte wieder den Maskenaufzug der Straßen sehen: mit Biergiebelchen, astatischen Bänderchen, vorhängten Bodengängen, Reiherbüschelauffäßen —!

Es ist nun einmal so, daß menschliches Werk nicht vollkommen sein kann. Schwächen sehen wir auch an der neuen Gleiwiger Architektur:

Das Haus Oberschlesien ist in der Masse von statischer Wirkung. Die Architektur dieser großen Gaststätte kommt von innen herauf, ist nicht ichsüchtig, abweisend, zergliedernd; ist gehaltvoll. So sehr dieser Bau in der Masse organisch erfaßt, ist der Mittelteil der Vorderfront trotz der straffen Pfeilerlinien von schwacher Wirkung! Hier wird das Gelingen durch eine bewußte Einstellung auf architektonische Wirkung gestört. Künstlerische Absicht ist fühlbar! Erst im untersten Drittel, wo sich die räumliche schöpferische Ausdehnung der Schmußanlagen der Hauptfront des Gebäudes anschließt, beginnt das freie Spiel der Kräfte wieder. Jeder Mensch, der Sinn für Schönheit hat, sollte auf diesem Wege verweilen, der die Straßen mit der Gaststätte verbindet. Wenn der Vorplatz Sommerblumen zeigt!

Das Modell des Bahnhofsvorplatzes überzeugt einen dahin, daß in der Schmußanlage, die Stadt und Bahnhof verbindet, das Gebäude des Verkehrsamtes nicht hineingehört. Es wäre ein Wagnis, wollte man dem an sich schon geschwächten Raummaß, in dem die Dinge locker stehen und nicht mittelpunktwärts strahlen, sondern sich an den Zweckanten überschneiden, noch ein Merkmal hinzufügen! Jedes Gebäude, das in die Anlage hineingefügt wird, bedeutet für die Stadt eine ideelle Verriegelung. Der Fahrgast, der die Bahnhofsschwelle stadtwärts betritt, sucht Entspannung, die Bestätigung, daß sein Reiseziel bei aller Fortbewegung doch die Ankunft sei. Ankunft verlangt aber Sammlung! Den Blick für geregelte und übersichtliche Verhältnisse.

Das staatliche Gymnasium (Abbildungen und Aufsatz darüber vergl. Oktoberoberschlesier 1928) ist infolge seines klaren Ausdrucks eines der schönsten Gebäude unserer Stadt. Aber auch hier hat Achilles seine verwundbare Ferse. Für den Kritiker nicht schwer, sie zu entdecken! Denn der Verbindungsstrahl zwischen Haupt- und Seitengebäude ist zwar eingeordnet, aber nicht statisch eingegliedert und in der verteilten Masse nicht verinnerlicht. Diese Auflockerung des Organischen wird umsomehr empfunden, weil sich der Hauptzugang in diesem Gebäudeteil befindet. Dieser

eingespante Teil ergänzt aber trotzdem die durchsichtige Wesensart des Ganzen: als das Vorbild einer Bildungstätte für unsere Jugend!

*

Das Goethesche Epigramm: „Gern von gebildeten Menschen“ kann uns nicht mehr weh tun, da wir in uns das Bewußtsein tragen, daß wir als Deutsche am deutschen Volksgute mit Erfolg schaffen.

Es fehlt hier an Raum, um diese kunstkritischen Betrachtungen zu vertiefen. Kunst kommt nicht nur vom Können, sondern auch vom Fleiß. Die Mierenarbeit des Architekten, Technikers und Handwerkers muß wie ein Webstoff zusammenstehen. Alles ist wichtig: Groß und Klein!

Der kritische Mensch soll nicht überheblich richten, sondern mit Liebe behandeln, wo ein Versprechen winkt. Wo nichts ist, ist auch nichts zu zerstören! Das Stadtwerk der Stadt Gleiwitz ist in einer Mehrzahl von Abbildungen greifbare und zuverlässige Erfüllung!

In ihr steht auch das Gewissen der Provinz Oberschlesien.

Es ist recht und billig, wenn Oberbürgermeister Dr. Geisler am Ende seines Vorworts sagt: „Die obereschlesischen Kommunen werden schon im Interesse der Selbsterhaltung, jede für sich und alle zusammen bis an die Grenze der äußersten Kräfte gehen. Aber auch Staat und Wirtschaft müssen diesem Beispiel folgen, denn jedes Zurückweichen aus dem Grenzgebiet, insbesondere in staatlicher und wirtschaftlicher Beziehung, bedeutet die Freimachung eines Raumes, in welchen sofort mit einer gewissen Naturnotwendigkeit die kulturellen und wirtschaftlichen Kräfte des Nachbarvolkes von jenseits der Grenze einströmen, wodurch die Früchte der kommunalen Arbeit wieder vernichtet werden. Es muß deshalb vornehmste Aufgabe des Staates sein, nach dem Beispiel der Nachbarstaaten lebensvolle Kulturzentralen möglichst nahe an der Grenze zu errichten und ferner die Wirtschaft zu verhindern, in der Form der sogenannten Rationalisierung das Grenzgebiet immer mehr aufzugeben und in industrieller Beziehung uns Oberschlesiern nur das zu lassen, was notwendig ist, um die obereschlesische Kohle heraus- und wegzuschaffen!“

Staat und Wirtschaft! . . . Wer weiß es nicht, daß die Wirtschaft eines Volkes die Politik und Kultur beeinflusst? Das obereschlesische Volk ist heute wirtschaftlich getrennt. Die eine Hälfte wird einmal die andre in sich aufnehmen!

Wir wollen glauben, daß der Menscheng Geist den Krieg überwinden wird; denn Kriege können ohne Geist nicht geführt werden!

Die geistige Kultur wird aber durch Wirtschaftsgnaden gefördert!

Heinrich Dominik.

Vom „Haus Oberschlesien“ in Gleiwitz*

Von Ignatius Krebs-Gleiwitz

Am 29. Juni 1928 wurde in Gleiwitz das Hotel „Haus Oberschlesien“ eröffnet. Mit der Inbetriebnahme dieses Hotels fand der große Mangel an guten Fremdenzimmern im obereschlesischen Industriegebiet für absehbare Zeit ein Ende.

Dieser Mangel bestand in Gleiwitz schon vor dem Kriege. Bereits im Jahre 1914 fand sich deshalb ein Konsortium zusammen, mit der Absicht, auf dem Caro'schen Grundstücke, in der Nähe

* In den letzten Monaten wird in der obereschlesischen Tagespresse — in anderem Zusammenhange — viel über das „Haus Oberschlesien“ in Gleiwitz geschrieben. Ohne in diese Aussprache eingreifen zu wollen, geben wir der folgenden sachkundigen Darstellung aus kulturellen Gründen Raum.

Die Schriftleitung.

des Platzes, auf welchem jetzt das „Haus Oberschlesien“ steht, ein großzügiges Hotelprojekt auszuführen. Dieser Plan scheiterte, weil das notwendige Geld nicht bald beschafft werden konnte. Auch andere Projekte in jener Zeit wurden nicht verwirklicht.

Als infolge der Zerreißung Oberschlesiens größere Werkverwaltungen der Großindustrie ihren Sitz aus dem jetzt zu Polen gehörenden Teil Oberschlesiens nach Gleiwitz verlegten und auch aus anderen Gründen die Errichtung eines großen und guten Hotels als notwendig erkannt wurde, wandte sich der Magistrat der Stadt Gleiwitz in einem Schreiben vom 28. September 1921 an diese Verwaltungen mit der Anfrage, ob nicht von der Industrie ein großes Hotel am Orte geschaffen werden könnte. Mit dieser Anfrage war die Anregung verbunden, eine Interessengemeinschaft der hiesigen Werke und evtl. der Kaufmannschaft unter Einbeziehung der Industriebau A. G. zu gründen. Die leitenden Personen der Großindustrie standen diesem Vorschlag zunächst nicht ablehnend gegenüber. Es fanden Besprechungen zwischen Vertretern der Stadt und der Industrie statt. Die städtischen Körperschaften beschloßen am 28. April und 4. Mai 1922 die Überlassung des sogenannten Rathausplatzes an den Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Verein oder eine von der Industrie zu gründende G. m. b. H. Trotzdem wurde dieser Plan nicht ausgeführt, weil der Vorstand des Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins in seiner Sitzung am 21. August 1922 die Ausführung des Projektes wegen Undurchführbarkeit in jener Zeit zurückstellte.

Jedoch wurde deswegen die Absicht, ein Hotel zu bauen, nicht aufgegeben und schließlich auch ausgeführt. Ausschlaggebend für die Durchführung sind die Beschlüsse des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung vom 31. Juli und 3. August 1923, Gelände „an der Wilhelmstraße zur Errichtung eines Hotelbaues an die Hotel- und Bürohaus-Bau A. G.“ zu verkaufen. Die Gründung dieser Gesellschaft stand noch bevor. Ihre Eintragung in das Handelsregister des Amtsgerichts Breslau erfolgte erst am 12. Januar 1924 unter der Firma „Hubag, Hotel- und Bürohaus Aktiengesellschaft“ und die Auflassung des Grundstücks an sie am 22. März 1924. Als Grund- und Stammkapital stehen im Handelsregister 950 000 000 Mark eingetragen; selbstverständlich Papiermark.

Schon vor Erledigung dieser Formalitäten waren von den Architekten Gage und Böttcher, Breslau Entwürfe und Pläne für den Neubau angefertigt worden und die Industriebau A. G. Gleiwitz hatte auftragsgemäß im Oktober 1923 auf dem Bauplatz Bodenuntersuchungen vorgenommen. Durch 25 Tiefbohrungen wurde festgestellt, daß unter einer oberen Lehmschicht etwa 6 Meter Moor- und Schlammichten lagern, welche unter der Last des geplanten hohen Neubaus zu Setzungen und Rissbildungen führen müßten. Unter den minderwertigen Bodenschichten befindet sich eine feste Sandschicht. Die Übertragung der Last des Gebäudes durch eingerammte Eisenbetonpfähle auf diese Sandschicht erschien deshalb als geeigneteste Fundamentierung. Am 24. April 1924 begann die vorgenannte Firma mit dem Einrammen der 476 je 7,60 m langen Betonpfähle, auf denen das „Haus Oberschlesien“ steht. Am 24. August 1924 war diese Arbeit beendet. Die Ausführung der Maurer- und Zimmererarbeiten übernahm die Firma Angol-Gleiwitz. Noch ehe der Rohbau fertig war, geriet die „Hubag“ in Zahlungsschwierigkeiten. Ursache hierfür war hauptsächlich der Übergang zur festen Währung. In dem Zwangsversteigerungstermin am 8. September 1925 erhielt die Stadt Gleiwitz den Zuschlag bei einem Angebot von 50 000 RM. Die Stadt hatte rd. 650 000 RM. hypothekarisch gesicherte Darlehen hergegeben, damit Handwerkerforderungen beglichen und Arbeiterlöhne gezahlt werden konnten.

Trotz der vorhandenen Schwierigkeiten sollte der Bau seiner ursprünglichen Zweckbestimmung nutzbar gemacht werden.

Zwischen der Stadt und der Deutschen Land- und Baugesellschaft kam 1926 ein Abkommen über die Fertigstellung des Baues zu Stande und im Oktober 1926 begannen erneut die Bauarbeiten. Diese beiden Vertragsparteien gründeten am 7. November 1927 die „Haus Oberschlesien G. m. b. H.“, zur Bewirtschaftung des Hauses. Das Reich unterstützte im Hinblick auf die kulturelle Bedeutung, die dem Hause zugedacht ist, dessen Vollendung finanziell. Somit war es möglich, daß am 1. Januar 1928 der Büroflügel und am 30. Juni 1928 das Hotel in Benutzung genommen werden konnten.

Die Vollendung des Baues erfolgte durch das Stadtbauamt unter der Oberleitung von Stadtbaurat Schabik, die Architekten Gaze und Böttcher, Breslau blieben an dem Ausbau des Hauses beteiligt.

Der Bedeutung des Hauses entsprechend ist die Gliederung des Bauwerkes und Aufteilung der Fassaden unter Verzicht auf aus dem Rahmen der Umgebung fallender Architekturformen und extravaganter Linienführung auf harmonische Einordnung in das Stadtbild berechnet. Die dominierende Wirkung des Gesamtbaues wird deshalb fast ausschließlich durch seine monumentale Wichtigkeit erreicht, begünstigt durch die Lage an drei Straßen; der Wilhelmstraße, Ebertstraße und Schillerstraße. An den Straßenfronten vom Erdgeschoß bis zum Dachgesims durchgehende schlanke Pilaster mit einfach gehaltenen Kapitälern mildern die Breite und schaffen aufstrebende Formen. Ein säulengetragener Vorbau am Hotелеingang an der Ebertstraße und die nach der Wilhelmstraße vorgezogene Kaffeehausterrasse zeichnen diese beiden Hausfronten aus. Etwas lebhaftere Abwechslung in die betonte Schlichtheit der Außenarchitektur schafft die farbige Beleuchtung der Inschriften des Kaffeehauses, Restaurants und Hotелеinganges.

Im Innern des Hauses befinden sich außer 110 Fremdenzimmern, 21 Badezimmern und sonstigen Hotelnebenräumen, ein Festsaal, ein Speisesaal, ein Wein- und Bierrestaurant, ein Kaffeehaus, mehrere Klub- und Versammlungsräume. Das Auge wird vor allem durch die vornehme, gediegene Ausstattung in Holz, Textilstoffen und Marmor gefesselt. Bei der Innenausstattung, insbesondere mit Möbeln, waren die Ostdeutschen Kunstwerkstätten in Reisse, deren Leiter Professor Zutt ist, in hervorragender Weise beteiligt. Das obereschlesische Handwerk hat sehr gute Qualitätsarbeit geleistet.

Die geräumige Empfangshalle erhält ihre bestimmende Note durch den Marmor der Wände und die in Form und Farbe verschieden gehaltenen Polstermöbel; die trotz Verschiedenheit auf eine einheitliche Gesamtwirkung abgestellt sind. An die Empfangshalle schließen links der Speisesaal und das Schreibzimmer an, rechts liegen Kaffeehaus, Wein- und Bierrestaurant. Einer der schönsten Räume ist der große Festsaal im ersten Stockwerk. Abermannshoch zieht sich rings herum ein Paneel aus kaukasischem Nußbaumholz. Diese Holzart ist überhaupt im ganzen Hause vorwiegend verarbeitet worden. Wandvertäfelung, Dekoration, Lichtgebung und die Wandgemälde des obereschlesischen Künstlers, Professor Dr. Münzer-Düsseldorf, sind im Festsaal harmonisch aufeinander abgestimmt. Leitmotiv für die Wandgemälde waren „Das Leben“, „Der Tanz“, „Musik“, „Romanz“ und „Ballade“. Der Künstler selbst hat dazu die Erläuterungen gegeben:

„Das Gemälde „Das Leben“ nimmt die Schmalwand gegenüber dem Musikpodium ein. Der diesem Gemälde zu Grunde liegende Gedanke ist folgender: Die Sonne als der Lebensquell unseres Daseins gibt den Menschen Nahrung und Lebensfreude. Die Sonne, sinnbildlich dargestellt, schwebt in der Mitte des Bildes, zwei Genien ausstrahlend, von denen der eine den Landeuten die Früchte des Feldes überreicht, während der andere Bergleute, welche die Sonne so oft

entbehren müssen, mit den Sinnbildern der Lebensfreude und des Sonnenscheines, mit bunten Blumen, überschüttet. Gleichzeitig wird in diesem Bilde Oberschlesien als Landwirtschafts- und Industrieland charakterisiert.

Rechts an der Längswand gegenüber der Fensterwand ist „Der Tanz“ dargestellt. Für Gleiwitz lag es nahe, daß ein Hochzeitstanz im benachbarten Schönwald diesem Bild zu Grunde gelegt und von einer sinnbildlichen Darstellung abgesehen wurde.

Links von der gleichen Wand ist die „Musik“ sinnbildlich dargestellt. „Die Musik als Ausdruck des menschlichen Lebens“, ist der diesem Bilde zu Grunde liegende Gedanke. In der Mitte die Frau Musik mit der Harfe, rechts und links von ihr Schlag- und Blasmusik in zwei zeitlosen Urgestalten ausgedrückt. Im Hintergrund das menschliche Leben in seinen Höhepunkten, wie es stets musikalisch zum Ausdruck kam. Ausziehende Krieger werden von Mädchen und Frauen gesegnet, gefeiert, beglückwünscht und beweint. Heldentum, Begeisterung, Liebe, Treue und Lebensfreude kommen in der Musik zum Ausdruck und sollen auch hier dargestellt werden.

Die Wand mit dem Musikpodium ist dem „Lied gewidmet und zwar wird in dem Bilde rechts die Stimmung einer „Romanze“ gegeben. Ganz allgemein ohne bezug auf ein bestimmtes Lied wird die Liebe, der Kampf des Mannes um das Weib zum Ausdruck zu bringen versucht. Das Bild links vom Podium soll die Ballade von „Herrn Olaf“, welcher mit Erbkönigstöchern nicht tanzen will und durch einen Schlag aufs Herz getötet wird, darstellen.“

Es entspricht der eigentlichen Zweckbestimmung des Hauses, daß besondere Sorgfalt auf Einrichtung der Fremdenzimmer verwandt worden ist. Sie repräsentieren sich mit aller Bequemlichkeit für die Reisenden in gediegener Einfachheit bis zu ruhiger Eleganz.

Zusammenfassend muß gesagt werden, daß es den am Bau beteiligten Kräften gelungen ist, ein Haus zu schaffen, welches — vollständig gesprochen — sich sehen lassen kann. Rund 3½ Millionen RM hat die Stadt für den Bau und die Einrichtung ausgegeben. Sein Zweck ist nicht nur, dem Fremdenverkehr zu dienen, vielmehr darüber hinaus, eine Stätte echter Geselligkeit und hoher Kultur zu sein, edlen Formen auch den passenden Rahmen zu geben, der Förderung einer Kultur zu dienen, die nicht Vorbehaltsgut exklusiver Kreise bleiben, sondern Gemeingut der Gesamtheit sein soll, wie es die Lage in einem stark umstrittenen Grenzgebiet erfordert. Deshalb wird u. a. die „Schönwälder Strickstube“ als eine Einrichtung seltener Volkskunst und Ausdruck deutscher Volkskultur durch Unterbringung im Haus Oberschlesien Anerkennung und Förderung finden. Die Bereithaltung guten Lesestoffes für die Besucher des Hauses in einem seiner Räume dient ebenfalls kulturellen Zwecken.

Direktor Elster, seinerzeit Leiter im Panhanshotel auf dem Semmering, übernahm als Pächter die Leitung des Hotels „Haus Oberschlesien“.

Im Hinblick auf die Zukunft sei an das Wort, das der Dichter Gruber König Friedrich I an seine Berater sprechen läßt, die ihm von dem Bau des Schlosses in Berlin als für die preussischen Verhältnisse zu groß berechnet, abriet, erinnert:

„Nicht mir! Für die da kommen — ich hatte so ein Traumgezicht — hab ich das Maß genommen.“

Sportliche Rundschau

Von Rudolf Gollasch, Lamsdorf

Wir stehen alle noch unter dem nachhaltigen Eindruck des ungewöhnlich strengen Winters. Brachte er den immer zahlreicher werdenden Wintersportlern ein lange Periode ungetrübter Sportfreuden, so tat er um die Februarmitte des Guten zu viel. Daß Eisbahnen ihre Pforten der Kälte wegen schließen können oder müssen, ist zwar schon im vorigen Winter vorgekommen, bleibt in diesem Winter aber besonders denkwürdig, weil es überall und dazu noch für längere Zeit geschehen mußte. Mit Ausnahme der Wintersportarten litt bei uns der Sport überhaupt stark unter den Segnungen des Winters. Der tiefe Schnee machte die Austragung von Fußball- und Handballspielen meist unmöglich oder er erschwerte sie. Bei der obligaten Terminnot in diesen beiden Lagern führte das oft zu einer Herabdrückung des sportlichen Wertes derjenigen Spiele, deren Absolvierung nicht aufgeschoben werden konnte. Wohl noch in keinem Jahre aber sind Fußball- und Handballspiele in solcher Zahl abgesagt worden wie in diesem Jahre. Besonders in den Tagen der strengen Kälte mußte das einfach geschehen, denn schließlich treibt man nicht Sport, um sich Ohren und Gliedmaßen abfrieren zu lassen. In dieser Beziehung wäre zu wünschen, daß man auch in weniger schlimmen Wintern etwas mehr Rücksicht auf die Gesundheit der Sportler nähme, ganz besonders in der Zeit des winterlichen Matschwetters. Man sollte in Sportkreisen besonders auch in Rücksicht auf den Wert der Spiele bedenken, daß ein schneller Entschluß zur Absage eines Spieles einen besseren Eindruck macht, als das starre Festhalten an dem so umstrittenen Begriff der „Spielfähigkeit“ eines Spielplatzes.

Von den Wintersportarten fehlt in Oberschlesien das Eishockey. Die Vorbedingungen sowohl in Hinsicht des Geländes wie auch hinsichtlich der eislauftportlichen Durchbildung der Spieler sind gewiß nicht leicht zu erfüllen. Aber aller Anfang ist schwer und die Eislaufvereine sollten den Mut haben, diesen ungeheuer reizvollen Sport bei uns einzuführen und zu propagieren.

In den obereschlesischen Tageszeitungen findet man jetzt öfter in der Sportrubrik Berichte über Eistennis und sogar über Meisterschaften im Eistennis. Es muß hier betont werden, daß es sich dabei in keiner Weise um einen Sport handelt. Eistennis ist ein Geschicklichkeitsspiel, aber keine Leibesübung.

Nach einem Bericht der Zeitschrift „Die Jugendherberge“ besteht bedauerlicherweise für die nächsten Jahre keine Aussicht, daß die jetzt bestehende Regelung der Vorbedingungen für Fahrpreisermäßigung bei Jugendpflegefahrten im Gebiete der deutschen Reichsbahn eine Änderung erfährt. Das jetzige Verfahren ist an Umständlichkeit kaum zu übertreffen. Einige winzige Erleichterungen soll es vom Jahre 1930 an geben.

Der Winter ist die Zeit der Tagungen am grünen Tisch. Von den zahlreichen Tagungen seien hier zunächst erwähnt die beiden letzten Tagungen des Oberschlesischen Provinzialverbandes für Leibesübungen, der Interessengemeinschaft aller Leibesübungs-Verbände der Provinz. Im Oktober tagte der Verband im Landeshüttenheim in Lamsdorf. Hier in Lamsdorf fanden alle Verbände die besten Voraussetzungen für die verschiedensten Ausbildungskurse, deren Sinn und Zweck hier fern von allen Ablenkungen auf das Beste zu erfüllen ist. Der Anfang ist ja schon vor zwei Jahren gemacht worden. Aus dem Verlauf der Tagung wäre die lebhafteste Klage über die Führernot zu erwähnen. Ebenso wurde die Turnhallennot in den Vordergrund geschoben. Die letzte Tagung des Verbandes am Anfang des neuen Jahres befaßte sich auch mit der Frage der „Zweiten Oberschlesischen Kampfspiele“ im Jahre 1929. Ein Beschluß konnte nicht gefaßt werden. Sollte es

zu einer Verschiebung der Veranstaltung ins Jahr 1930 kommen, dann darf über aller Arbeit der bevorstehenden Sommersaison die Vorbereitung der Kampfspiele von langer Hand nicht vergessen werden. Ein Jahr geht gar schnell herum.

Auf der gleichen Tagung konnte mit Genugtuung festgestellt werden, daß die provinzielle Gliederung der Sportverbände in Oberschlesien zu einem gewissen Abschluß gelangt ist, nachdem die deutsche Turnerschaft ihre Gaugrenzen neu reguliert hat. Der weitere Ausbau dieser Gliederung, dahingehend, daß die obererschlesischen Organisationsteile der Sportspitzenverbände als besondere Landesverbände unabhängig von den südosddeutschen Verbänden werden, dieser Ausbau wird weiter ein erstrebenswertes Ziel bleiben. Wenn auf diesem Weg zugleich eine Vereinigung der drei Verbände: Obererschlesischer Spiel- und Eislaufverband, Obererschlesischer Fußballverband und Obererschlesischer Leichtathletikverband zu einem großen Obererschlesischen Sportverband erreicht wird, dann sind die Leibesübungen in Oberschlesien auf gutem Wege. Gegenüber der Äußerung eines Debatteredners auf irgend einer Tagung, die so klang, als ob ein solcher Sportverband den Obererschlesischen Provinzialverband für Leibesübungen überflüssig mache, sei hier festgestellt, daß diese Ansicht auf Unklarheit in Organisationsfragen beruht. Der Obererschlesische Provinzialverband f. L. ist für die ganze Provinz dasselbe, wie es der deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen für das Reich und ein Stadtverband für Leibesübungen für die betreffende Stadt ist, nämlich eine Interessenvertretung aller Leibesübungsorganisationen, also eine lokale horizontale Organisation im Gegensatz zu der vertikalen internen Gliederung der Sportverbände in ihren Spitzenorganisationen.

Weiter sei hier einer Tagung gedacht, die allein schon durch die Wahl des Ortes auffiel. U. W. ist es das erste Mal, daß ein Sportverband den Annaberg, das im weißen Winterkleid prangende Wahrzeichen unserer Heimat, zum Tagungsort erkor. Dort fand am 26./27. Januar der Verbandstag der deutschen Jugendkraft Kreis Oberschlesien statt. Der Sportler sitzt nicht gern am grünen Tisch und wenn es denn schon sein muß, dann soll man ihm diese Arbeit angenehm gestalten. Also: zur Nachahmung empfohlen!

Von den sportlichen Ereignissen ist zunächst zu erwähnen die Austragung der deutschen Kunstislaufmeisterschaften am 12./13. Januar in Oppeln, die die Blicke von ganz Deutschland auf unsere Heimat lenkte. Daß hierbei Frä. Förster — Dr. Jüngling Oppeln den 2. Platz im Paarlaufen errangen, ist bekannt. Fräulein Förster trug sich weiterhin am 4. Februar in Breslau als Siegerin im Einzellauf ein. Am 27. Januar hatten in Oberglogau die obererschlesischen Meisterschaften im Eiskunstlaufen stattgefunden.

Im Fußball wurde Beuthen 1909 obererschlesischer Meister. Den zweiten Platz errang der vorjährige Meister Preußen-Zaborze. Diese beiden Vereine vertreten Oberschlesien in den Kämpfen um die südosddeutsche Fußballmeisterschaft.

Im Handball des Leichtathletikverbandes wurde Polizeisportverein Oppeln Oberschlesier-Meister. Der Verein ist mehrfacher obererschlesischer und südosddeutscher Meister, in Oberschlesien war ihm im vorigen Jahre die Meistertitel aber durch Preußen-Lamsdorf entzogen worden. Im Handballager der Deutschen Turnerschaft sowie des Obererschlesischen Spiel- und Eislaufverbandes stehen die Meister zur Stunde noch nicht fest.

Beim Breslauer Hallensportfest am 10. Februar konnten die dorthin entsandten obererschlesischen Leichtathleten und Leichtathletinnen gegen große Konkurrenz gute Plätze belegen.

Die gute Jahreszeit im Sport steht vor der Tür. Möge sie uns einen weiteren Aufstieg bringen!

Elisabeth Grabowski †

„Nicht möglich!“ — Und doch stand es schwarz auf weiß auf der Traueranzeige: „Es hat Gott gefallen, am Montag, den 11. Februar unsere innigstgeliebte Schwester, Tante und Großtante Elisabeth Grabowski plötzlich und unerwartet, mitten aus frohem Schaffen heraus, zu sich zu rufen.“ — Herzschlag!

Dann der bittere Nachmittag des 14. Februar, als man in ihrem letzten Wohnort Oppeln die sterbliche Hülle zu Grabe trug. Nur eine ganz kleine Tranergemeinde war zusammengekommen; die große Kälte und die verspätete Mitteilung des Todes entschuldigend. Nachher haben die so jäh verlassenen beiden Schwestern der Verstorbenen Rundgebungen warmen Mitgefühls erhalten, und immer und immer wieder konnte man gerade aus den Kreisen derjenigen, die in der ober-schlesischen Heimatarbeit tätig sind, aufrichtige Worte der Teilnahme hören. Bilden doch die heimatbewegten Oberschlesier durch eine Jahre und Jahrzehnte erprobte Zusammenarbeit gewissermaßen eine große Familie, sodaß der Tod von Elisabeth Grabowski von vielen unter uns wie der Verlust eines lieben und nahen Anverwandten empfunden wurde.

Das ganz große Verdienst der Verstorbenen ist es, in ihrem arbeitsreichen, schaffensfrohen und langen Leben immer mit allen ihren Kräften selbstlos im Dienst der Heimat gestanden zu haben. Elisabeth Grabowski hat für Oberschlesien bereits in einer Zeit geworben, als Heimatarbeit noch recht tief im Kurse stand, der Heimatarbeit noch nicht viele wissenschaftliche Hilfsmittel und Förderungen zur Verfügung standen. Sie ist einer der Bahnbrecher unserer Heimatarbeit; ihr bestes Rüstzeug waren die eigene Heimatverantwortung, eine glühende Heimatliebe, feinnervige Naturverbundenheit, Vitalität und eine sehr beachtenswerte schöpferische Begabung, sowohl nach der Seite der Heimatforschung, als auch in schriftstellerischer Beziehung. Den besten Aufschluß über ihr literarisches Wirken geben ihre Bücher. Wie reich ihr Schaffen war, zeigt ein Blick in den ober-schlesischen Literaturnachweis „Deutsches Grenzland Oberschlesien“ und in das Werk „Oberschlesische Dichtung“.

Eine rege und fleißige Mitarbeiterin war die Verstorbene von Anfang an auch unserem „Oberschlesier“, zu dem sie stand in schlimmen und guten Tagen und für den sie auch immer selbstlos und mit herzlichster Freude werben half.

Aber ihren Lebensgang berichtete Elisabeth Grabowski, die 1864 in Ratibor geboren war, erst kürzlich auf eine Anfrage u. a.:

Mein Vater war Kaufmann. Er gab aber das Geschäft auf, verkaufte das Haus und ging zur Bahn über. Wir lebten nun das Wanderleben der Beamten, die heut hier, morgen dort wohnen müssen. So wohnten wir eine Zeitlang in Österreich, dann im Oberschlesischen Industriebezirk (13 Jahre), zuletzt wieder in Ratibor.

Meine Mutter, eine feinsinnige schöne Frau, starb jung; wir, meine drei Schwestern und ich waren noch Kinder. Mein Vater wurde uns Erzieher, besonders auf geistigem Gebiet. Er besaß eine umfassende Bildung, war künstlerisch veranlagt und hatte viele Reisen in ganz Deutschland, Österreich, Italien, Steiermark, Ungarn und Polen gemacht. Sein fabelhaftes Gedächtnis ließ ihn nie im Stich. So wurden uns die Stunden, die er mit uns verlebte, außerordentlich genussreich. Er führte uns in die Literatur und Musikkunde ein, machte uns mit den Meistern der Malkunst vertraut; da er fast alle Großstädte Deutschlands und Wien und Rom kannte, viele Museen und Galerien studiert hatte, wurden seine Erzählungen außerordentlich lebendig und eindrucksvoll. Auch Schachabende liebte er und lehrte uns das Spiel, dagegen kam nie eine Karte in unser Haus.

Leider starb mein Vater, der niemals einen Arzt gebraucht hatte, infolge einer Typhusepidemie ganz plötzlich und ließ uns ohne Schutz zurück.

Wir Schwestern mußten uns nun trennen. Ich ging nach Ungarn und übernahm die Erziehung eines sechsjährigen Knaben, bis zum zwölften Jahre.

Es waren schöne, frohe Zeiten, die ich in Ungarn verlebte. Dort lernte ich das slawisch-mährische Volk gründlich kennen.

Im Jahre 1896 ging ich nach Berlin und konnte, ziemlich spät, endlich meine schriftstellerische Laufbahn beginnen.

Von frühester Jugend an war dies mein Wunsch gewesen. Ich hatte schon im Vaterhause viel geschrieben, aber alles immer wieder verbrannt. In der Fremde fehlte mir die Zeit zur Arbeit, (mein Kopf aber war ständig dabei, wo ich auch weilte).

Aber auch in Berlin, wo ich bis Juli 1915 lebte, konnte ich nicht ungehemmt schaffen. Familienverhältnisse, besonders Krankheiten meiner Angehörigen, zwangen mich immer wieder dazu, meine Arbeit zu unterbrechen . . .“

Die Volkskundlerin und Heimatdichterin Elisabeth Grabowski wird uns immer unvergessen bleiben auch durch ihre lautere, aufgeschlossene, junge und herzliche Persönlichkeit. Ihre frische Art hat in den obererschlesischen Schriftsteller- und Heimatvereinigungen oft vermittelnd und fördernd gewirkt. Sie war immer zur Stelle, wenn man ihre Mitarbeit in Anspruch nahm und scheute dann keine Arbeit und Mühe. Mit Freude und Hilfsbereitschaft, mit so richtiger fraulicher Güte nahm sie sich gern der Anfänger und Gedrückten an, weil sie ja als Frau wußte und erfuhr, wie notwendig und köstlich eine solche Anteilnahme ist.

Unserer Jugend aber war sie die liebe obererschlesische Märchentante, die für die Kinder viele prächtige und wurzelkräftige Geschichtlein, Märchen und Sagen immer bereit hatte, zu rechter Unterhaltung, Freude und Erbauung.

Mit tiefer Erschütterung erlebte sie den deutschen Zusammenbruch und die Abstimmungskämpfe in Oberschlesien. Mochten da die politischen Wogen noch so hoch gehen, Elisabeth Grabowskis bejahendes Temperament und ihr persönlicher Mut wurden nicht matt und über ihr Leben, dessen plötzliches Ende die volle Ernte ihres Schaffens nicht mehr zuließ, muß man die Worte setzen: Alles für die Heimat, für sich nichts.

Sehr vielen glauben wir eine besondere Freude zu bereiten, indem wir ein lebensstreuendes Bild unserer guten Toten in dankbarem Erinnern diesem Heft voransetzen. Karl Erzdroß.

Georg Skupin †

Am Dienstag, den 12. Februar d. J. starb in Kreuzburg der Schriftsteller Georg Skupin. Am 15. September 1901 zu Rattowitz geboren, widmete er sich frühzeitig dem literarischen Berufe. Er war auch Mitglied verschiedener literarischer Vereinigungen, so des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller, Gau Oberschlesien und der Gemeinschaft jungoberschlesischer Dichter in Beuthen. Seine Arbeiten erschienen in vielen Zeitungen und auch in maßgeblichen deutschen Zeitschriften, z. B. in den „Horen“ in Berlin, die auch eine Auswahl seiner lyrischen Dichtungen brachten. Im Jahre 1927 erschien sein Lyrikband „Im Ritzack durch die Welt“.

Auch unserem „Oberschlesier“ widmete der aus einer aufwärtsführenden Lebensbahn so schnell Herausgerissene seine freundliche Mitarbeit. Nie aufdringlich und anmaßend freute er sich auf richtig, wenn es uns möglich war, eine Gabe seines Dichtens zu veröffentlichen. In diesem Heft bringen wir von dem lieben Toten, dessen Andenken wir immer in Ehren halten werden, ein Gedicht „Auf dem Wachtberg“.

Erzdroß.

Meiner Schwester Elisabeth zum Gedächtnis

Mutter Erde.

Wieder zur uralten Mutter hin
 drängen die Kinder, die sie geboren.
 Auch nicht eines ist ihr verloren,
 wie sie auch schweifen mit leichtem Sinn.
 Wie sie auch jagen nach Glanz und Glück —
 alle kommen zu ihr zurück.
 Und die das Leben zermürbt und geheßt,
 finden bei ihr den Frieden zulezt.
 Und sie selber, gütig und groß,
 wiegt und hegt sie in ihrem Schoß,
 bringt die Müden lächelnd zu Ruh —
 deckt heut sie mit Schnee,
 morgen mit Rosen zu.

Gertrud Grabowski.

Vergänglichkeit.

Ein Jahr, was ist's im Gang der Ewigkeiten? —
 die Stunden halten ihren Schritt nicht an,
 und vor dem morgen muß das heut entgleiten,
 die Stunden halten ihren Schritt nicht an.
 Und aus dem heute wird das fahle gestern
 in der Erinnerung trübem Dämmersehn —
 Lust so wie Qual, du legst sie zu den Schwestern
 in den verstaubten dunklen Totenschrein.
 Lust so wie Qual, sie nehmen bald ein Ende,
 dein Glück vergeht, kaum daß es recht begann —
 Auf's wunde Herz leg lächelnd deine Hände —
 die Stunden halten ihren Schritt nicht an.

Gertrud Grabowski.

Altes schlesisches Tischgebet

Zu unserer Veröffentlichung eines alten schlesischen Tischgebetes (Maiheft 28, S. 245 und Juniheft 28, S. 343) erhielten wir weitere Zusendungen. So schreibt uns Josef Scheithauer, f. Zt. Mitglied der Heimgartenspielschar, in Borkendorf, Kreis Neisse gebürtig, aus Greifswald, daß das Tischgebet in seiner Familie wie folgt gebräuchlich war:

Wir wollen essen, wir wollen Gott den Herrn nicht vergessen. Wir sagen Dir Dank für Speis' und Trank, für seine Marter, Angst und Not, bescher' uns der liebe Herrgott das tägliche Brot, einen seligen Tod, wieder Auferstehung zum ewigen Leben, Amen. Vater unser . .

Er fügte seiner Mitteilung hinzu: Ich mußte es mir öfters aussagen, ehe ich es schreiben konnte, es wird merkwürdig schnell gebetet.

M i t t e i l u n g e n / B ü c h e r e c k e

Oberpräsident Dr. Proské

verläßt Oberschlesien und geht als Universitätskurator nach Bonn a. Rhein. Es ist uns eine Herzenssache, ihm auch hier noch einmal ausdrücklich zu danken für die verständnisvolle Förderung, die er und seine Dienststelle unserm „Oberschlesier“ angeeignet ließen. Wenn „Der Oberschlesier“ sich zu der jetzigen Höhe entwickeln konnte, um die uns — nach Dr. Proskés eigenen Worten — „andere Provinzen mit Recht beneiden können“, so hat Oberpräsident Dr. Proské dabei wesentlichen Anteil. Wir wissen, daß er auch in seiner neuen Stellung unserm Heimatwerke treu bleiben und im deutschen Westen gerade auch für die Kulturleistungen und Sorgen des Ostens werben wird.

Aber auch in seinem Amtsnachfolger Dr. Lukaschek begrüßen wir einen unserer bewährtesten Oberschlesierfreunde. Von der Geburtsstunde des „Oberschlesier“ an, also seit mehr als zehn Jahren, hat Dr. Lukaschek mit seiner überragenden Sachkenntnis und seinen reichen Erfahrungen unserm „Oberschlesier“ zur Seite gestanden. Das bewies er auch durch öftere eigene Mitarbeit.

Unser hochwürdiger Fürstbischof
Kardinal Dr. Bertram in Breslau

begeht am 14. März d. Js. seinen 70. Geburtstag. Se. Eminenz nimmt an den ober-schlesischen Heimatfragen herzlichen Anteil, wozu er von Haus aus ein außergewöhnliches Verständnis für diese Sachgebiete mitbringt. Unsere Redaktion bewahrt mit Stolz noch jene Postkarte, auf der er vor 4 Jahren eigenhändig den „Oberschlesier“ für sich persönlich bestellte. Seither hat Se. Eminenz für die Veröffentlichungen des „Oberschlesiens“ lebhafteste Teilnahme bekundet, und ich stehe nicht an, hier zu erklären, daß seine so gütigen und wohlmeinenden Briefe uns neuen Mut und Kraft gaben, besondere Schwierigkeiten bei der

Herausgabe und Schriftleitung der Zeitschrift leichter zu überwinden. Möge es dem hochwürdigsten und allberehrten Jubilar vergönnt sein, noch viele Jahre segensreich in unseren geliebten Schlesierlande zu wirken. Sez.

Hermann Stehr,

unserem verehrten schlesischen Dichterführer sagt auch „Der Oberschlesier“ nachträglich zu seinem 65. Geburtstag herzlichste Glückwünsche.

Wenn wir an Stehrs Geburtstag nicht bereits in unserem Februarheft dachten, so nur deshalb nicht, weil dieses Heft ganz den schlesischen Mundarten zugeeignet war, also einer Angelegenheit, deren Pflege gerade auch Hermann Stehr außerordentlich am Herzen liegt.

Wir weisen bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß die meisten Werke von Hermann Stehr in ganz vorzüglicher künstlerischer Ausstattung im Horen-Verlag, Berlin-Grünwald herausgekommen sind. Näheres durch jede Buchhandlung oder durch Anfordern der Prospekte beim Horen-Verlag direkt.

Die Hauptversammlung der Vereinigung
für ober-schlesische Heimatkunde
in Czarnowanz am 3. Dezember 1928.

Einen von der Heimat umwehten Ausklang fand die 700-Jahrfeier des Klosters Czarnowanz in einer eindrucksvollen Rundgebung der Vereinigung für ober-schlesische Heimatkunde. Am 3. Dezember 1928 versammelten sich die Vertreter von 34 heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften und 8 heimatkundlichen Verbänden Oberschlesiens mit ihren Gästen im schönen Czarnowanz, um ihre Hauptversammlung mit der Jubiläumsfeier des dortigen Klosters zu verbinden und festlich zu begehen. Es war die alljährliche Heerschau der zur Weihe und Pflege der Heimatkunde berufenen Kulturträger unseres Grenzlandes. Die Veranstaltungen des Tages entsprachen ganz dem Geiste und der Bedeutung des kulturhistorischen Jubiläums einerseits und der aufblühenden Hei-

matbewegung in Oberschlesien andererseits. Der fleißige Ortshistoriker und Leiter der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft „Odertal“ Lehrer Streck, hatte alle Vorkehrungen zum Gelingen des Heimattages von Czarnowanz getroffen. Das Oppelner Heimatblatt brachte eine Bildbeilage „Czarnowanz“. Der „Oberschlesier“ gestaltete seine Dezembernummer zu seinem „Czarnowanzheft“. Um 10 Uhr erklangen die Glocken der Klosterkirche zum Festgottesdienste. Um 11 Uhr beschäftigten die Festteilnehmer die Kirche und das Kloster unter Führung des sachkundigen Pfarrers Hadelt, des Kunstkonservators Oberschlesiens. Um 12 Uhr vereinigte alle, die zur Feier des Tages in Cz. erschienen waren, ein Festmahl im Treudegasthaus. Unter den Ehrengästen bemerkte man neben den Vertretern der Regierung, des Landeshauptmanns, des Provinzialschulkollegiums, der Schulräte und Schulen aller Gattungen den Kurator des Heinrichsstifts zu Czarnowanz, den Prälaten und Domherren Lange aus Breslau. Zahlreich war auch die Presse vertreten. Die Festleitung lag in den Händen des verdienstvollen Vorsitzenden der Vereinigung für obererschlesische Heimatkunde, des Regierungsdirektors Dr. Weigel aus Oppeln. Seine Ansprachen beim Festmahl und bei der darauf folgenden Festigung galten der ehrwürdigen Vergangenheit jener Jahrhunderte hindurch kulturfördernden Klostergründung und der fruchtbringenden Arbeit, die von der Vereinigung für obererschlesische Heimatkunde geleistet wird. „Die Heimatbewegung“, so sprach unter anderem Reg.-Direktor Dr. Weigel, „muß bewußt überleiten zur Heimerziehung, die den obererschlesischen Menschen erfüllt mit Liebe und Treue zu Heimat und Vaterland und ihn befähigt, in echtem Gemeinschaftsgeiste und in wahrer Opferfreudigkeit alle Kräfte einzusetzen für den geistigen Fortschritt des obererschlesischen Volkes. Aus der wechselvollen Geschichte des Klosters Czarnowanz, dieser Pflegestätte religiöser Erneuerung und kultureller Förderung, mögen wir lernen, daß die seelischen Werte im Wandel der Jahrhunderte die Siegfraft behalten, und daß in den Zeiten der Not eines Volkes die organische Selbsthilfe immer wieder

zu kraftvoller geistiger Erhebung und wirtschaftlicher Entfaltung führt.“ Den Festvortrag hielt Lehrer Streck über die Geschichte des Klosters Czarnowanz. Seine von strenger Sachlichkeit und gründlicher Beherrschung der Materie getragenen Ausführungen waren ein beredtes Zeugnis von dem ernststen Arbeits-eifer, der die obererschlesischen heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften beseelt. Nun kam der Heimatdichter, Alfred Nowinski, zu Worte, dessen Festspiel „Domus dei“ vor den Augen einer interessierten und in hohem Maße zu-ständigen Zuhörerschaft über die Bretter ging. Die Dreibilderszene, drei Ausschnitte aus der Klostergeschichte wiedergebend, war ergreifend, packend und lebenswahr. Alfred Nowinski konnte einen vollen Erfolg für sich buchen.

Den Schluß des heimathistorischen Tages von Czarnowanz bildete die fällige Jahresversammlung der Delegierten der Vereinigung für obererschlesische Heimatkunde. Den Geschäftsbericht erstattete der Geschäftsführer der Vereinigung, Rektor Mücke, Groß-Strehlig. Aber die von den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften geleistete Jahresarbeit erscheint nach Ostern ein Gesamtbericht im „Oberschlesier“ unter dem Titel „Ein Jahr heimatkundliche Arbeit in Oberschlesien“.

Der alte Vorstand wurde unter Hinzunahme von 2 neuen Mitgliedern wiedergewählt. Den Vorstand für das Jahr 1929 bilden:

Regierungsdirektor Dr. Weigel, Oppeln, 1. Vorsitzender. Dr. Schr. von Richthofen, Ratibor, 2. Vorsitzender. Rektor Mücke, Groß-Strehlig, Geschäftsführer. Rektor Czgodroff, Colonnowska, Archivstellenleiter. Prof. Eisenreich, Gleiwitz, für die Naturdenkmalpflege. Dr. Lasowski, Neisse, für die heimatwissenschaftl. Vereine. Dr. Mak, Gleiwitz, für die höh. Schulen. Dr. Matthes, Beuthen, für die obereschl. Urgeschichte. Mittelschullehrer Perlick, Rokittwitz, für die obererschlesische Volkskunde. Hauptlehrer Stumpe, für die Landschulen. Bibliothekar Kaminski, für den Industriebezirk.

Ernst Mücke.

Arbeitsgemeinschaft Hochschule und höhere Schule für Niederschlesien u. Oberschlesien. Nach Weihnachten hat die Arbeitsgemeinschaft zwei Kurse veranstaltet. Zunächst leitete Oberschulrat Dr. Grabowski in der Zeit vom 2. bis 5. Januar 1929 einen chemischen Lehrgang in Beuthen. Es wurden dabei beschäftigt Kohlen- und Erzgruben, die Staatliche Hauptstelle für das Grubenrettungswesen, eine Kokerei, ein Hüttenwerk und eine chemische Fabrik, in der die Weiterverarbeitung des Steinkohlenteers erfolgt. Die Teilnehmer hatten Gelegenheit, ihre Kenntnisse auf technologischem Gebiete glänzend zu erweitern, um sie später im Schuldienste fruchtbringend auszuwerten.

Ebenso sorgfältig vorbereitet und erfolgreich war der Lehrgang „Deutsche Volkskunde“, der vom 7.—10. Januar in Breslau stattfand. Für die Vorträge sind die bedeutendsten Vertreter dieser jungen Wissenschaft gewonnen worden. Die Reihe der Vorträge eröffnete Universitätsprof. Dr. Lauffer, Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte. Er führte seinen Hörern die Entwicklung des deutschen Hauses in Wort und Bild vor. Universitätsprof. Dr. Ranke aus Königsberg sprach über „Vorchristliches und Christliches in den deutschen Volksagen“. Der Direktor des vaterländischen Museums in Hannover, Dr. Willi Pögl, gab in einem Lichtbildervortrag einen fesselnden Einblick in die deutsche Sachgeographie. Und Universitätsprofessor Dr. John Meier zeichnete in seinen Vorträgen das Wesen des deutschen Volksliedes. In den Arbeitsgemeinschaften leitete Oberstudienrat Dr. Klapper die Aussprache. Der Lehrgang war für alle Teilnehmer ein einzigartiges Erlebnis.

Deutsche Akademie, Bezirksgruppe Oberschlesien.

Am 18. 2. 29 tagte die Hauptversammlung der oberschlesischen Gruppe der Deutschen Akademie in Randzin. Die Deutsche Akademie mit ihrem Hauptsitz in München hat sich bekanntlich die Pflege und die wissenschaftliche Erforschung des Deutschtums zur Aufgabe ge-

setzt. In der kurzen Zeit ihres Bestehens konnte sie schon eine ganze Reihe praktischer Deutschtumsaufgaben lösen oder in Angriff nehmen. Die Leitung der recht stark besuchten Hauptversammlung hatte Chefredakteur Schadowaldt als geschäftsführendes Vorstandsmitglied und in Erkrankung des 1. Vorsitzenden, Landgerichtspräsident Schneider-Beuthen. Die oberschlesische Gruppe zählte im letzten Jahre 231 Mitglieder. Warmherzig gedachte der Versammlungsleiter des Todes namhafter Mitglieder, insbesondere des Professors Dr. Feuerstein-Beuthen, Professors Dr. Neumann-Neisse und des Sacharztes Dr. Dittels-Doppeln, ebenso des großen Verlustes, den die niederschlesische Schwestergruppe durch den Tod von Universitätsprofessor Dr. Reinkens-Bloch erlitten hat.

Von den praktischen Aufgaben, an denen sich die oberschlesische Gruppe beteiligte, seien genannt: Die finanzielle Sicherung des deutschen Schauspielhauses in Memel, die Gründung eines Deutschen Instituts an der Universität Breslau, die Förderung einer Geschichte des deutschen Bürgerhauses in Oberschlesien, die von Professor Dr. Feuerstein begonnen wurde und von der im Laufe dieses Jahres voraussichtlich 3 große Alben erscheinen werden, die Förderung eines historischen Atlases des schlesischen Volkabodens.

Mit besonderer Wärme und unter dem Beifall der Versammlung wurde auch hingewiesen auf die erfolgreiche Deutschtumsarbeit unserer Monatschrift „Der Oberschlesier“ und auf die neue Schrift unseres oberschlesischen kulturellgeschichtlichen Bodempflegers, Dr. B. Freiherrn von Richthofen: „Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen?“

Es folgte eine überaus wertvolle und sehr rege Aussprache, insbesondere über kulturelle Grenzlandfragen im Osten.

Im Anschluß an die Geschäftsitzung hielt Oberbürgermeister Grabow-Memel einen aufschlußreichen Vortrag über die Verhältnisse im Memelland. Er kennzeichnete Land und Leute, wies an schlagkräftigen Beispielen nach, daß im Falle einer Abstimmung das von unserem deutschen Mutterlande ab-

getrennte Gebiet sich zu gut 95 Prozent deutsch bekennen würde, skizzierte das Problem der Gleichberechtigung der Sprachen Deutsch und Litauisch, gab einen Überblick über den verwinkelten Verwaltungsapparat und über die politischen Mehrheitsverhältnisse des Memellandes (von 29 Abgeordneten im Landtage sind 23 Anhänger der memelländischen Autonomie), berichtete über das Memelstatut, die Verteuerung der Lebensverhältnisse und gab einen Ausblick in die Zukunft der Randstaaten.

Georg Rasel, Breslau

als Landschaftsmaler und Architekturzeichner gerade auch in Oberschlesien bekannt und selber Oberschlesier, gab in einer Atelier-Ausstellung einen Überblick über seine Arbeit der letzten Jahre. Dabei zeigte sich deutlich, in welchem Sinne der Künstler sein Schaffen aufgefaßt und gewertet wissen will, in der Wirkung für das Leben und für eine nach Kräften geförderte Heimatpflege. Rasel gehört mit zu den ersten, die den ober-schlesischen Holzkirchen ihr besonderes Interesse zuwandten, und seine auf Postkarten vervielfältigten Zeichnungen haben viel zur Schätzung dieser landestümlichen Bauten beigetragen. Seine Ansichten ober-schlesischer Städte z. B. von Ottmachau sind bekannt, seine Erinnerungsblätter für manche ober-schlesische Kirche desgleichen. Für Kalender als Kopfleisten und ferner für Gebrauchszwecke, Sparmarken usw. hat Rasel seine von Geschmack und wirklicher Einfühlung zeugenden Entwürfe geliefert. Das Lesebuch für Mittelschulen „Heimat und Vaterland“ des Teubnerschen Verlages, Berlin-Leipzig enthält von Rasel u. a. die Zeichnung einer ober-schlesischen Holzkirche. Besonders hervorgehoben seien seine Zeichnungen von friederizianischen Bauwerken aus Cosel D.-S., jenen leider zumeist zum Abbruch kommenden Kasematten, Speichern und anderen Neubauten. Auch die Minoritenkirche in Cosel D.-S., erbaut 1751, hat Rasel im Zustande von 1928 als „Baustein zur Erneuerung“ in seiner dem architektonischen Bestande gleichermaßen wie dem malerischen Eindruck gerecht werdenden Art gezeichnet. Studien aus Norwegen, der Eifel,

vom Rhein, neuerdings Aquarelle, Zeichnungen aus dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen Kurort Braunsfels a. d. Lahn zeigen ebenso den mit Liebe und Hingebung seiner Aufgabe dienenden Künstler.

Bernhard Stephan.

Vom Verband Deutscher Amateurphotographen-Vereine

V. D. A. B. wurde am Sonntag, den 3. Februar in Breslau ein Gau Nieder- und Oberschlesien gegründet, dem aus Oberschlesien die Vereine Oppeln und Ratibor beitraten. Wie uns mitgeteilt wird, will der Verband bevorzugt das Heimatlichtbild pflegen und betätigt sich auch durch Zusammenstellung von Lichtbildreihen. Technische und künstlerische Fortbildung der Liebhaber des Lichtbildes gehen dabei Hand in Hand.

Angeregt wird ein Zusammenarbeiten dieser wertvollen Lichtbildvereine mit unseren heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften, die ja ähnlichen Zwecken dienen.

Der Gau und die oben genannten Vereine geben gern Auskunft und bieten Rat und Hilfe an.

Ausschreibung des Eichendorffpreises.

Der zur Förderung des heimischen Schrifttums gestiftete Eichendorffpreis soll auch im Jahre 1929 aus der Eichendorff-Gedächtnisstiftung vergeben werden. Mit der Zuerkennung des Eichendorffpreises ist eine Ehrengabe in Höhe von 1000,— RM. verbunden.

In Frage kommen Werke von Schriftstellern, die entweder von Geburt Oberschlesier sind, oder deren Werke sich auf Oberschlesien beziehen. Es ist den Preisrichtern anheimgestellt, den Preis gegebenenfalls auch zu teilen.

Werke, die noch nicht durch einen Preis ausgezeichnet wurden, sind bis zum 1. Oktober 1929 einzusenden. Es kommen auch bereits gedruckte Werke in Frage. Einsendungen unter Kennwort mit beigeflossener Anschrift sind zulässig. Die Verteilung des Preises erfolgt im Dezember 1929. Die Preisrichter sind:

Oberlehrer Georg Hagedel, Ratibor
Bibliothekar Friedrich Kaminski, Hindenburg D/S.

Kommerzienrat Max P i n k u s, Neustadt O/S.
Redakteur Bruno Hanns W i t t e k, Troppau.
Außerdem kommt ein fünfter Preisrichter, und
zwar ein außerhalb Schlesiens wohnender
Schriftsteller, hinzu. Alle Einsendungen (in
möglichst mehreren Exemplaren) sind zu rich-
ten an den Obmann der Vereinigung ober-
schlesischer Schriftsteller, Friedrich Kaminsky
in Hindenburg O/S.

Das Deutsche Kulturannt in Hermannstadt,

als die kulturelle Zentralkstelle des Deutsch-
tums in Rumänien, veranstaltet alljährlich
Fahrten nach den deutschen Siedlungsgebieten
Rumäniens, namentlich aber nach Siebenbü-
rgen, um reichsdeutschen Volksgenossen Gele-
genheit zum Kennenlernen auslanddeutscher
Lebensverhältnisse zu geben.

Im Jahre 1929 werden drei Reisen unter-
nommen, die alle innerhalb des Landes mit
Auto vor sich gehen und so einen überaus
unmittelbaren Eindruck von Land und Leuten
vermitteln.

1. Pfingstfahrt nach Siebenbürgen und Bu-
karest vom 1. bis 29. Mai.
2. Julireise nach Siebenbürgen und Bukarest
vom 12. bis 31. Juli.
3. Augustreise nach der Bukovina und Sie-
benbürgen vom 7. bis 26. August.

Prospekte und eine Zusammenfassung von Ur-
teilen über die Reisen des Vorjahres, sowie
alle näheren Auskünfte vermittelt das Deutsche
Kulturannt in Hermannstadt-Sibiu, Rumänien.

„Menschen des Untergangs“.

von Rudolf Zigei erlebte Anfang dieses Jah-
res durch das Oberschlesische Landestheater
seine Erstaufführung in Oberschlesien, nachdem
die Uraufführung unter starkem Beifall der
Öffentlichkeit in Hannover stattfand.

Bereits in unserem Maiheft 1928 konnten wir
eine Probe des Dramas bringen, und wer
Gelegenheit nahm, eine der Aufführungen des
Oberschlesischen Landestheaters zu besuchen,
wird den Eindruck mit nach Hause genommen
haben: Hier ist eine starke ober-schlesische Dich-
terkraft am Werke. „Menschen des Unter-

gangs“ ist ein gelungenes und erschütterndes
Zeitbild. Wir alle wissen ja, welche furchtbare
und vernichtende Macht das Wort „Abbau“
heute spielt, ein Wort, dem die Arbeitnehmer
sowohl, als auch die Arbeitgeber meistens ganz
machlos gegenüberstehen.

Über die Eignung des Werkes in theatertech-
nischer Hinsicht möchte ich ein Urteil mir nicht
erlauben. Ich höre darüber viel Lobenswertes
erzählen. Aber auch dem Nichttheaterfachmann
fällt auf die sehr gepflegte Sprache und die
große dichterische Gestaltungskraft, welche die
„Menschen des Untergangs“ als einen Weg-
weiser von Rudolf Zigeis dichterischer Auf-
wärtsentwicklung kennzeichnen. Wir dürfen
jedenfalls von dem verhältnismäßig jungen
Rattowitzer Landsmanne, Studienrat Rudolf
Zigei, noch viel erhoffen.

Alfred Nowinski, Im Feuerschein.

Roman aus einer ober-schlesischen Stadt.

Breslau, Verlag von Franz Goerlich 1928,
geh. 3,60 RM., geb. 5,— RM.

Der Ort der Handlung ist die alte Pfaffen-
stadt Oppeln. Der Roman spielt in der ersten
 Hälfte des 19. Jahrhunderts und stellt uns
in lebhaften Farben ein Kleinstadtleben jener
älteren stilleren Zeit deutlich vor Augen. Alte
Häuser und Winkel, verträumte Straßen und
Tore werden lebendig. Im Mittelpunkt steht
ein oft geisterhaftes, verderbliches Walten, das
die verängstigten Bewohner der Stadt fünf
Jahre hindurch in Unruhe und Bestürzung er-
hält, aber auch zartes und heißes Liebeswerben;
wir sehen biedere Handwerker, hochehrsame Rats-
herren und Kaufleute, die gestrengen Herren von
der Polizei, jüdische Krämer und fahrende Gesel-
len; wir fühlen mit vernichtende Stadtbrände
und die drohenden Hochwasserfluten der Oder,
aber auch manches Kleinstadtidyll, vom Hono-
ratiorenkränzchen bis zur Spitzwegischen Mond-
schein- und Nachtwächterromantik, kurz: das
Ganze liegt sich — und das ist wohl das
schönste Urteil, das man über eine derartige
geschichtliche Erzählung abgeben kann — wie
eine jener prächtigen alten Stadtchroniken.
Man merkt, Alfred Nowinski, der Oppelner
Lehrerdichter, ist ein Freund heimatkundlicher
Forschung, er kennt seine Stadt und sein

Land und ihre geschichtliche Vergangenheit, er versteht aber auch dichterisch zu gestalten, wobei ihn eine gepflegte Sprache unterstützt.

„Im Feuerschein“ ist ein Werk, das sich von der heute üblichen modernen Problematik bewußt fernhält, das vielmehr fest aus dem Boden der Heimat sproßt und dessen Ehrgeiz es ist, ein rechtes Volksbuch im alten, guten Sinne zu werden. Und dieser Ehrgeiz wird erfüllt. Man kann nur wünschen, daß Nowinski „Im Feuerschein“ nicht nur von breitesten Erwachsenen-Volkschichten gelesen, sondern auch in die Hand unserer reiferen Jugend gelegt wird. Ec3.

Georg Hyckel, Was der Sagenborn raufcht, Verlag L. Heege, Schweidnitz, 176 Seiten.

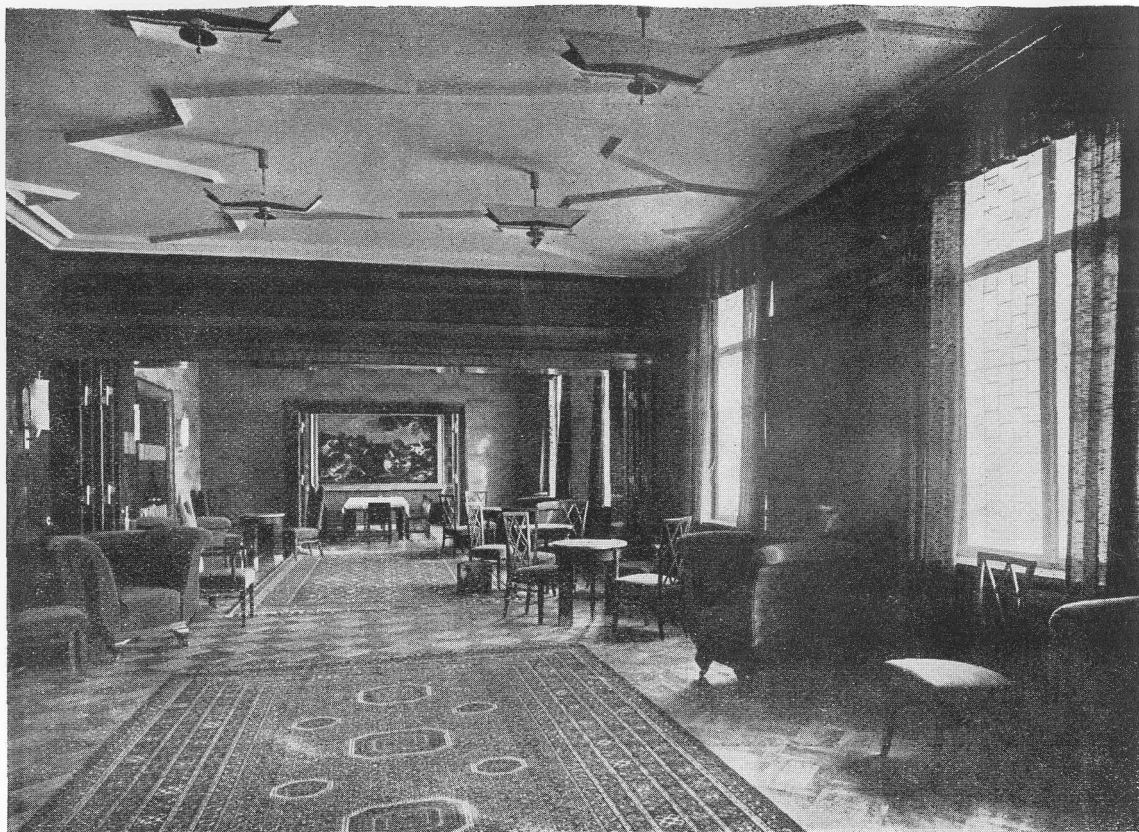
Zu leicht vernachlässigt man über Fremdem, Unbekanntem und Neuem Altvertrautes, Nahestehendes, besonders aus Herz Gewachsenes. Dieses Schicksal traf in unserer Redaktion das bereits 1927 in 2. Auflage erschienene Buch unseres Mitarbeiters und Freundes Georg Hyckel in Ratibor „Was der Sagenborn raufcht . . .“. Als ich diese Weihnachten in einer Stunde innerer Sammlung zwischen meinen Büchern verbrachte und mir dabei Georg Hyckels Sagenbuch in die Hand kam, wurde ich mir unserer Unterlassungssünde bewußt; ich versuche sie gut zu machen, indem ich unserer kurzen Empfehlung des vorigen Jahres auch heute Georg Hyckels Sagenbuch des „Oberschlesiens“ beste und aufrichtigste Wünsche mit auf den Weg gebe. „Was der Sagenborn raufcht“, ist die Seele der Heimat. Zwar hat der Herausgeber in den 182 gebotenen Sagen nur eine Auswahl aus seinem Heimatkreise Ratibor, einschließlich des Hultschiner Ländchens und der an Polen abgetretenen Orte gegeben, aber damit obererschlesische Art überhaupt uns erschlossen. In der Ratiborer Gegend wird uns besonders deutlich, wie bei uns im Südosten deutsche Art und Einflüsse der Nachbarschaft sich friedlich miteinander vermählten. Nur ein Mann wie Georg Hyckel, der seine Heimat und ihr Volk auf das Genaueste kennt, mit leidenschaftlichem

Sammeleifer und Ehrfurcht vor den Äußerungen der Volksphantasie ans Werk ging, konnte dieses Buch in so vollendeter Weise gelingen, das — und das ist sein besonderer Vorzug — nicht nur ein wertvoller Beitrag zur Heimatforschung ist, sondern ein lebendiges und Leben und Erquickung spendendes schlichtes und wirkungsvolles Unterhaltungs- und Erbauungsbuch für Haus und Schule.

Unter dem Titel „Schlesische Märchen“ gibt Schulrat Schremmer in Breslau in der Quellenbuchreihe „Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur“ des Verlages Julius Belg-Langensalza eine kleine Auswahl schlesischer Märchen und Sagen, schöpft also aus demselben Quell der Heimatkunde, aus dem in Oberschlesien die herzerfrischenden Veröffentlichungen etwa von Elisabeth Grabowski, Georg Hyckel, Hugo Gnielczyk und mancher anderer fließen.

Professor Paul Knüttel ließ im Verlage Heege in Schweidnitz ein für Unterhaltung und Belehrung breiterster Volkschichten sehr geeignetes Buch „Aus schlesischen Städten“ erscheinen. Er erzählt von dem Werden, dem Aufbau und den Schicksalen der schlesischen Stadt, die ein Brennpunkt deutscher Art durch alle Jahrhunderte bis heute geblieben ist, angefangen von der Gründung, der Zeit der deutschen Besiedlung Schlesiens, da, wo sie ein Hauptstück jener „Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter“ war.

Der Heimatkalender des Kreises Grottkau, den wir im Januar-Oberschlesier 1929 besprachen, wurde 1929 herausgegeben von Lehrrer Lehmann-Pillwöschke, Hr. Grottkau, der auch Herausgeber der „Heimatkunde des Kreises Grottkau“ ist, die in allen Schulen des dortigen Kreises Eingang gefunden hat, nicht von Dr. Schellhammer. Dr. Schellhammer ist Herausgeber der Heimatblätter „Aus dem Grottkauer Lande“.



„Haus Oberschlesien“ Gleiwitz



„Haus Oberschlesien“ Gleiwitz

„Die Schönwalder Hochzeit“ Wandgemälde
von Prof. Adolf Münzer im Festsaal

Gleiwiger Jahrbuch 1928.

Namens der Gesellschaft zur Förderung der Stadtbücherei Gleiwitz hrsg. von Alfons Warlo und Oswald Völkel. Gleiwitz. Selbstverlag der Gesellschaft. 1928. 306 S. Preis geh. 5.— RM.

Zum zweiten Mal liegt dieses Jahrbuch vor, eine freundliche Überraschung dem Heimatfreunde, eine Fundgrube dem Forscher.

Das Buch enthält dreizehn Beiträge, den kürzesten von Museumsdirektor Dr. Heinevetter, Gleiwitz, über den vergessenen bedeutenden Maler Johann Christian Bendeler, von dessen Bildern das Gleiwitzer Museum eine Anzahl aufbewahrt, den umfangreichsten von dem aus Oberschlesien stammenden Breslauer Privatdozenten und Bildhauer Dr. Kurt Bimler über „altoberschlesische Fayencen und Steingutwaren“, eine kritisch gezielte und durch zahlreiche neue Forschungsergebnisse bereicherte Zusammenfassung sämtlicher Arbeiten, die über die in der friderizianischen Zeit gegründeten Fabriken in Zborowski-Glinik, Wiersbie, Proskau, Ratibor und Tillowitz bereits vorlagen. Ausführlich sind die Signierungen der verschiedenen Perioden gewürdigt; bei der Aufzählung der Mitarbeiter interessiert die Feststellung, daß wertvolle einheimische Kräfte an Hand ihrer eingewanderten Lehrmeister rasch in die Aufgabe hineinwuchsen und den obereschlesischen Fayencen und Steingutwaren den Stempel ihrer Eigenart aufdrückten.

An Umfang der Studie von Dr. Bimler wenig nachgebend ist der aus gründlichen Studien erwachsene Beitrag des Mitherausgebers, Verlagsdirektors Oswald Völkel, Gleiwitz, über „Ignaz Dominik Graf von Chorinský und die Gründung von Chorinskowitz“, einem Dörfchen zwischen Gleiwitz und Riesenstädtel, dessen Entstehen hiermit der Vergessenheit entrissen wird. Dabei fallen reizvolle Lichter auf das gesellschaftliche Leben des obereschlesischen Adels zur Zeit Friedrichs des Großen und auf den Zwiespalt, den der Übergang Schlesiens von Österreich an Preußen in den Herzen der Oberschlesier entfacht hat. Und das Ganze liegt sich unbeschadet der wissenschaftlichen Vollwertig-

keit wie ein Roman, ist auch wirklich die Geschichte einer Heirat, die großes Aufsehen erregt, die amtlichen Stellen bis hinauf zum Breslauer Provinzialminister in lebhafter Bewegung gesetzt und mehrfach ein persönliches Eingreifen des Alten Fries erforderlich gemacht hat.

Eröffnet wird der Reigen der Abhandlungen von Präsekt D. theol. Kurt Kukowka, Beuthen, mit einer Abhandlung „Kurze Geschichte der Hospitalkirche ad St. Trinitatem in Gleiwitz“, übrigens einem Schulfall dafür, wie eine Urkunde von 1409 noch in der Gegenwart von juristischer Bedeutung sein kann. Denn als im Jahre 1872 diese Kirche vom Bürgermeister Leuchert in Gleiwitz den Altkatholiken zugesprochen wurde, entstand ein Streit über die Auslegung dieser Urkunde, der schließlich im Jahre 1922, nach 50 Jahren, zur Rückgabe der Kirche an die römisch-katholische Kirchengemeinde geführt hat. Friedrich Raminský, Hindenburg, gibt auf Grund archivalischer Studien über die „Gleiwitzer Schauspielsbühne“ eingehende Aufschlüsse mit beigelegten Theaterzetteln, Spielplänen usw. aus der Zeit vor etwa 1775 bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts, und stellt um 1830 eine Art Theaterblütezeit in Gleiwitz fest.

Vergnüglich und vielseitig wie immer plaudert ein Siebzugjähriger, Geh. Justizrat Schiller, jetzt in Bunzlau, über seine 70 Lebensjahre, von denen fast die Hälfte auf Gleiwitz entfällt. Geheimrat Schiller hat die Spuren seiner Lebensstage tief in die Herzen der Gleiwitzer eingedrückt, vor allem durch die Gründung des Gleiwitzer Museums — zusammen mit Erzpriester und Geistlichem Rat Ehrzaszcz, einem andern Siebzugjährigen, der uns leider am 26. Februar 1928 durch den Tod entrissen worden ist.

Ein dritter Siebzugjähriger, Studienrat Professor Dr. Knötel, Breslau, gibt eine Geschichte des obereschlesischen Polenaufstandes von 1806—07 mit den Brandhazungen der eingebrungenen Kongreßpolnischen Insurgenten und der ruhmvollen Abwehr durch den bekannten Leutnant v. Witowski.

Eine andere Gattung von Beiträgen, bemerkenswert durch die auch dem Laien verständliche kurzweilige Anordnung, sind der biologische Streifzug in den Torfstich bei Laband von Mittelschullehrer Hubert Kogias, Mikultschütz, und der Ausflug in das Gräberfeld der ältesten Eisenzeit in Lohnia, Kr. Gleiwitz von stud. praehist. Heinrich Kurz, Beuthen, mit ihrer liebevollen Versenkung in die heimatische Natur und Geschichte.

Kurz und bündig berichten Bergschullehrer Berufsschuldirektor Robert Kurpius, Peiskretscham, über die Oberschlesische Bergschule, ihre Geschichte und ihren jetzigen Stand, Oberstudienrat Viktor Rindfleisch, Gleiwitz, über die Oberrealschule in Gleiwitz, Vermessungsdirektor Paul Kriegs, Gleiwitz, über 30 Jahre Stadtvermessungsamt in Gleiwitz, und der Unterzeichnete über 25 Jahre Vorgesichte der Stadtbücherei Gleiwitz.

Stadtkämmerer Dr. Warlo, Gleiwitz, als Mitherausgeber hat dem Buch, das sowohl in der gleichmäßigen Höhenlage des Ganzen wie in der Sorgfalt und Bediegenheit im einzelnen eine ungewöhnlich wertvolle Arbeit darstellt, das Vorwort gewidmet, in dem er u. a. hervorhebt, daß das Jahrbuch von Gleiwitz sich in seiner Stoffwelt nicht auf die Stadt Gleiwitz selbst beschränkt, sondern ganz Oberschlesien einbezieht.

Druck und Ausstattung des mit 34 Tafeln geschmückten Buches stammen aus der Druckerei der Oberschlesischen Volksstimme, die damit auch ihrerseits zeigt, daß Oberschlesien auch in drucktechnischer Hinsicht bereits weitgehenden Ansprüchen zu genügen vermag. Karl Raisig.

Schlesische Bibliographie.

Herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien, Breslau, Priebratsch, Buchhandlung.

Im Januarheft würdigten wir den umfangreichen Literaturnachweis „Deutsches Grenzland Oberschlesien“. Die besonderen Grenzlandaufgaben Oberschlesiens verlangten eine eigene und pflegliche Darstellung

des Stoffes, die weit über den Kreis der sachwissenschaftlich Interessierten das lange vernachlässigte und ersohnte Nachschlagewerk über Oberschlesien geworden ist.

Mit besonderer Freude nehmen wir Oberschlesier aber auch Kenntnis von der gesamtschlesischen Bibliographie, an der die Historische Kommission für Schlesien in den letzten Jahren mit besonderem Eifer arbeitet und von der 1927 der erste Band und 1929 der Band II erschienen ist.

Band I (587 S.) dient der Geschichtswissenschaft, er stellt das staatliche und politische Leben in den Mittelpunkt und gibt weiterhin vornehmlich die Literatur für die historische Landeskunde, für die Rechts- und Verfassungs-, Wirtschafts-, Kirchen-, Schul- und Bildungsgeschichte. Bearbeiter war Staatsarchivar Dr. Viktor Locwe. Die früher zur Oberlausitz gehörigen Kreise wurden nicht mit einbezogen, dagegen wurde die allgemeine Geschichtsliteratur des ehemals österreichischen Schlesiens mit aufgenommen. Bei der Sammlung des Materials halfen die bibliographischen Arbeiten von Partsch, Nerrwig und Bellée. Das in den Zeitungen enthaltene geschichtliche Material wurde nicht berücksichtigt und auch von anderen heimatkundlichen Veröffentlichungen nur das, was nach der Meinung des Herausgebers Anspruch auf selbständigen Wert und damit auf Aufnahme in eine wissenschaftliche Bibliographie erheben durfte.

•

Bearbeiter von Band II (400 S.) ist Dr. Ernst Boehlich. Der Band behandelt die schlesische Ur- und Frühgeschichte. Dr. Boehlich erwähnt im Vorwort, daß die prähistorische Forschung heute durch eine wachsende Teilnahme weiterer Schichten der Öffentlichkeit ihre besondere Note erhalte. Hand in Hand mit der zentralen Forschung geht die Mitarbeit ausgewählter Kreise, deren Wert und Ziel vornehmlich in der Förderung der lokalen Forschung liegen. Dieser Umstand ist für die Einrichtung des Ortsteils des vorliegenden Bandes maßgeblich gewesen, er verdient besonderen Beifall.

Mit dem Bande „Geschichte“ findet notwen-

diger Weise eine zeitliche Überschneidung statt. Die germanische und die sogenannte slawische Periode finden wir in beiden Bänden. Im allgemeinen hat sich aber der Bearbeiter des Bandes „Geschichte“ auf die Geschichte Schlesiens nach der deutschen Besiedlung beschränkt. Als untere Grenze sah er das Jahr 1200 an, darüber hinaus wurden nur einige archäologische Daten aufgenommen.

Band II berücksichtigt Gesamtschlesien einschließlich der Lausitz und Ostoberschlesien; bei Österreich-Schlesien dagegen beschränkt er sich auf das Wichtigste. Auch Zeitungsartikelfragmente und Nachrichten sind verwendet worden, besonderer Wert wurde auch auf die Beibringung der älteren Literatur gelegt. Der Band erfaßt noch die Literatur des Jahres 1928.

Man wird Dr. Boehlich zu dieser besonders wertvollen Arbeit aufrichtig beglückwünschen können, die u. a., wie im Vorwort hervorgehoben wird, unser urgeschichtlicher Bodenspüler in Oberschlesien, Dr. von Richthofen, durch seine Mitarbeit gefördert hat.

Jungoberschlesische Lyrik.

Im eigenen Jungland-Verlag gab die Beuthener Gruppe junger obereschlesischer Dichter einen Band „Jungoberschlesische Lyrik“ heraus. Das Buch hat liebe Erinnerungen in mir wachgerufen.

Alles kehrt wieder. Vor zwanzig Jahren machten sich in demselben Beuthen zwischen dem zur Klodnitz trollenden Iserbach und dem (damals von Kosaken bewachten) Grenzfluß Brinniga einige dichterisch befähigte Jungmänner selbständig und schrieben auf ihre trotzig erhobene Fahne diesen Namen voller Jugend: Romantische Schule der Jungoberschlesier. Felix Dahn schrieb ihnen damals das Geleitwort, ein kerniges, dessen zwei letzte Zeilen mir mein Gedächtnis bewahrt hat:

Der Deutsche, der kein Deutscher nicht,
deß Name sei die Schande.

Es mögen dazumal an die zehn in dem Bunde gewesen sein. Sie haben sich nicht alle als Dichter bewährt. An vielen haben sich die Worte erfüllt, die ein einfacher Tischlermeister, so ein richtiger Weiser aus dem Volke, einmal

dem unvergeßlichen Bruno Arndt als ein nicht minder wertvolles Geleitwort auf seinen kurzen Weg hinter die Bierzig mitgab: „Wissen Sie, Herr Doktor, „meinte er“, mit zwanzig ein Genie zu sein, das ist kein Kunststück! Aber mit vierzig!! Und gar erst mit sechzig!!!“ — Aber alle unsere zehn haben sich die Liebe zum Schönen und Außergewöhnlichen bewahrt, und das heißt, daß sie keine Philister geworden sind. Nur zwei sind wirkliche Schriftsteller geworden, wie wir sie in republikanischer Schlichtheit nennen wollen. Vor einem Jahr trafen sich die Zwei im Gau Oberschlesien des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller nach zwanzigjähriger Trennung wieder. Nachdem sie glaubten, Eigene geworden zu sein, nachdem sie auf die eigene Organisation längst verzichtet hatten, vertrauten sie sich der altbewährten Reichsorganisation an.

Den neuen Jungoberschlesiern bleibe die Kraft eigenwilligen Trostes, die eigen macht und jung erhält und sie in dem vorliegenden Buche zusammenführte, bis in ihre grauen Haare erhalten. Für die Zukunft und Bewährung hängt indessen alles von dem Maße ab, in dem die lodende Kraft nach innen schlagen und sich zu schöpferischer Inbrunst wird umbilden können.

Sichere Versprechungen sind manche Gedichte von Gerhart Baron, Paul Habraskha, Hans Jülke, Hans Raboth und dem inzwischen erst siebenundzwanzigjährig zu Kreuzburg verstorbenen Georg Skupin, dessen Andenken der „Oberschlesier“ durch den Abdruck des Gedichtes „Auf dem Wachtberg“ in dem vorliegenden Hefte ehrt.

Gerhart Baron schulte sich im Ausdruck und der kritischen Weltbetrachtung an Max Herrmann-Neisse. Hans Jülke hat mit dem verehrten Vorbilde das Erlebnis der aus Liebe gehaltenen Heimatstadt Neisse gemein. Jülke ist in jeder Zeile Lyriker; aber er wird sich erst noch selbstkritischer anschauen lernen müssen. — Gerhart Baron hat sein Eigenstes nicht im Max-Herrmannschen, sondern im Volkslied — und überhaupt Liedhaften; wo er sich als obereschlesischer, mit Natur und Volk (wirklichem Volk, nicht Großstadtproletariat) eben noch verbunden gewesener Mensch offenbart.

— Er und Habraskha werden erlesenes Bildungsgut von ihrem eigenen, allein gültigen Besitz im Kommenden zu scheiden haben. — Helmut Dettmann ist durch Gedanklichkeit und das Erlebenis der Großstadt einstweilen noch verwirrt. Aus der Verwirrung wird sich Eichendorffsche Verworrenheit gestalten müssen, ehe er „singen“ wird. — Ein sehr tiefempfundenes Gedicht hat auch Elisabeth Urbainczyk in dieses Buch hineingeschrieben. — Wilhelm Tkaczyn ist ein drolliger Kerl voller Einfälle. Sind Einfälle schon Gedichte? — In dem hingeworfenen Wust auch einmal eine dichterische Zeile wie diese:

„Am Tore ist ein Hund, der für dich bellt . . .“
Der Titel verkündet Umfassendes, der Band erfüllt ihn nicht. Sehr wertvolle jungoberschlesische Lyriker wie H. Bartuschek und der hochbegabte A. Scholtis fehlen.

Willibald Köhler.

Brehms Tierleben.

Der rührige Gutenberg-Verlag in Hamburg I legt dem deutschen Volke den billigen Volks-Brehm vor, was jetzt möglich ist, da Brehm 1924 „frei“ wurde. In 12 reichbebilderten Leinenbänden zu je 1.85 RM. bietet der Herausgeber, Privatdozent Dr. Adolf Meyer, das „Tierleben“ in der Urfassung. Diese Fassung bewahrte, ungeachtet aller Verbesserungen und Ergänzungen, die manchmal leider als „Verbesserungen“ bezeichnet werden müssen, jene frische und sprühende Schilderkunst, die eben nur einem Meister Brehm eigen waren, Vorzüge, die man nicht unterschätzen darf.

Ein Buch „Der Leidensweg des oberschlesischen Volkes“

erscheint demnächst im Verlage P r i e b a t s c h-
B r e s l a u. Verfasser des Buches ist Rektor Olbrich in Duisburg, der bis vor kurzer Zeit in Rattowitz tätig war und sowohl in der Abstimmungszeit, als auch nachher sich im deutschen Sinne lebhaft betätigt hat. Man kann auf das Werk, das recht umfangreich werden soll, mit Recht gespannt sein. Wenn

wir auch über die oberschlesische Abstimmungszeit eine ganze Reihe kleinerer Arbeiten bereits haben, so fehlt es doch immer noch an einem umfassenden Werk, das zunächst einmal das wichtigste Material quellenmäßig sammelt und festhält, damit dann, wenn wir zu diesem bedeutsamen Zeitabschnitt Oberschlesiens den genügenden geschichtlichen Abstand gewonnen haben, die Wertung dieser Zeit erleichtert wird. Mit Recht weist der Verfasser in einem Briefe an mich darauf hin, daß die heranwachsende Jugend von der Abstimmungszeit bereits heute keine Kenntnis mehr habe. Ebenso hätten sehr viele Oberschlesier im Reiche von den damaligen Geschehnissen keine Ahnung, auch der intellektuelle Oberschlesier kenne die Dinge nur soweit, als sie an ihn unmittelbar herangetreten seien, die Zusammenhänge seien nur wenigen bekannt.

Jeder Kenner der Verhältnisse wird unserem Landsmanne Olbrich rechtgeben. Gerade in dem vorliegenden März-Oberschlesier weise ich deshalb gern mit Nachdruck auf diese Dinge hin; hat doch am 20. März 1921 die oberschlesische Volksabstimmung stattgefunden. Einem alten Brauche folgend, erinnern wir auch wieder dieses Jahr in unserem März-Oberschlesier an jene größte oberschlesische Noizzeit, diesmal zwar nicht mit einem ganzen Heft, aber durch eine Reihe von Beiträgen zu Beginn der vorliegenden Veröffentlichung. Erz.

Etwa zweimonatlich werden wir eine Beilage für Laienspiele, Volkslied und Tanz

bieten, die von der in amtlichem Auftrage arbeitenden Beratungsstelle im Meißner Heimgarten geleitet wird. Diese Mitteilungsblätter sind als Schulung der Jugendführer in allen einschlägigen Fragen gedacht. Sie enthalten jeweils neben einem grundsätzlichen Aufsatze einen Literaturnachweis, der sich auf alle Neuerscheinungen in Spiel, Lied und Tanz erstreckt. Das erste Blatt, das voraussichtlich in unserem Aprilheft erscheint, bringt Jugendmusik. Vor- gesehen sind u. a. auch Jugendtanz, Freilicht- und Bewegungsspiele.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Czgodroß in Colonnoswka O/Schl. zu richten.

Oberschlesische Volkskunde

Mitteilungen des Archivs für Oberschlesische Volkskunde / des Oberschlesischen Volksliedarchivs / der Arbeitsgemeinschaft für Oberschlesische Volkskunde / Im Auftrage der Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde / Herausgeber Alfons Perlick.

1. Jahrg.

1929

Heft 1/2

Perlick, Archiv für Oberschl. Volkskunde. — Perlick, Ein Jahr Oberschl. Volksliedarchiv. — Krause, Die hl. Dreikönige, das Krippengehen (Anregung). — Chrobok, „Laß den Krieg, mein Junge“. — Chrobok, Germanismen in Rogerschen Volksliedern. — Krause, Der Flurname Skotnica. — Gollor, 22. Sachsisung f. Oberschl. Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde. — Fragebogen (Nr. 1—3): Alte Bienenzucht in Oberschlesien. — Ziehendes Volk in Oberschlesien. — Dramatische Volkskunst.

Archiv für oberchlesische Volkskunde.

Auf Grund der günstigen Ergebnisse, die die Vereinigung für oberchlesische Heimatkunde unter dem Vorsitz des Herrn Regierungsdirektor Dr. Weigel durch die Gründung eines oberchlesischen Volksliedarchivs gewonnen hat, ist seitens der Vereinigung auch für die übrigen Gebiete der volkskundlichen Überlieferungen wie Sagen, Märchen, Aberglauben, Rätsel ... eine neue Sammelstelle unter dem Namen „Archiv für oberchlesische Volkskunde“ eingerichtet worden. Das Schaffen eines derartigen Archivs für unsere Heimatprovinz war von größter Notwendigkeit und höchster Bedeutung. Gerade in den letzten Jahrzehnten ist infolge der Industrialisierung des Gebietes und der politischen Vorgänge viel Volksgut mit unseren Großeltern dahingegangen und der gegenwärtigen Generation recht wenig überliefert worden. Bräuche und Sitten, die unserem Volkstum manchen Inhalt und Bildungswert gegeben haben, Erzählungsweisen, die in prächtigen urwüchsigem Fassungen unter den Alten lebten, sind verblaßt und abgegriffen. Abgesehen davon, daß Vieles davon als Volksgut geschützt und gepflegt werden muß, geht der volkskundlichen Wissenschaft, die sich mit der Erforschung und der Deutung des Volkstums, „seiner Eigenschaften und Kräfte der sinnfälligen und geistigen Symbole, in denen Werden und Sein,

Sichentwickelndes und Beharrendes des deutschen Wesens Ausdruck gefunden haben“ beschäftigt, täglich viel Forschungsmaterial zugrunde. Jede Notierung, jede Aufzeichnung gilt als Fund, als volkskundliche Urkunde, die, in Verbindung mit anderen Ergebnissen und Resultaten, Aufschluß über die Geschichte und das Wesen des oberchlesischen Volkstums geben wird.

Um die volkskundlichen Überlieferungen und Erscheinungen in allen Landschaften Oberschlesiens systematisch zu erfassen, hat die Vereinigung in den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften aller Kreise Vertrauensmänner für Volkskunde ernannt, die mit einer großen Anzahl von Mitarbeitern auf den Dörfern die Stoffe zusammengetragen werden. Als Unterlage für die Sammeltätigkeit gelten die von dem Archiv ausgegebenen Fragebogen. In dieser Art einer volkskundlichen Landesaufnahme wird man reiche und wertvolle Materialien zusammenbringen können, die es ermöglichen, auch vorzügliche Unterlagen für den „Atlas der deutschen Volkskunde“ zur Verfügung zu stellen.

Das Archiv für oberchlesische Volkskunde, das bereits eine Menge Stoffe (Aufzeichnungen, Zeichnungen, Photos ...) aus der Sammeltätigkeit der seit 1919 bestehenden Arbeitsgemeinschaft für oberchlesische Volkskunde im

Beiblätter zur Monatschrift „Der Oberschlesier“ / Oppeln-Colonnońska D. S. / Schriftleitung dieser Beiblätter: Archiv für Oberschlesische Volkskunde / Beuthen O/Schl. / Altes Stadthaus.

Besitz hat und darauf weiter aufbaut, enthält 12 Abteilungen:

- I. Gesamtvolkskunde. (Bibliographie, Geschichte und Pflege der Volkskunde).
- II. Siedlungen.
- III. Volkskundliches Bauwesen.
- IV. Volkskundliche Sachen.
- V. Zeichen (Zahlen, Buchstaben).
- VI. Arbeit, Volksindustrie und Volkskunst.
- VII. Charakteristik des Volkes. Volkstypen.
- VIII. Tracht.
- IX. Speise und Getränk.
- X. Sitte und Brauch, Fest und Spiel.
- XI. Soziales. — Verfassung und Recht im Volkstum.
- XII. Volksglauben.
- XIII. Volksmedizin.
- XIV. Volksbotanik.
- XV. Volkspoesie. — (Reim, Sprüche, Janschriften).
- XVI. Volksprosa. — (Märchen, Erzählung, Schwank, Sage, Legende).
- XVII. Volksschauspiel.
- XVIII. Rede des Volkes.

Um eine regelmäßige Übersicht über die in Oberschlesien veröffentlichten volkskundlichen Stoffe zu bringen, erscheinen volkskundliche Bibliographien. Für die Jahre 1922—24 ist eine derartige Zusammenstellung in dem Jahrbuch für obererschlesische Heimatgeschichte und Volkskunde Bd. II (1925) herausgegeben worden. In Band IV. erscheint eine bibliographische Übersicht für die Zeit von 1925—1928. In der Natur der volkskundlichen Sammel-tätigkeit liegt es, daß Mitteilungen über die Eingänge, Veröffentlichungen von Beispielen und eingesandten Texten, Aufstellung von Fragebogen, Buchbesprechungen anregend und fördernd auf die Arbeit wirken. Diese Aufgabe sollen die vorliegenden Mitteilungsblätter „Oberschlesische Volkskunde“ übernehmen.

Verl.f.f.

Ein Jahr Oberschlesisches Volksliedarchiv.

Das obererschlesische Volksliedarchiv in Beuthen kann in diesen Tagen auf eine Sammel-tätigkeit von 1 Jahr zurückblicken. Wenn in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit die Eingänge für

das Archiv 1800 Nummern betragen, so ist damit der Beweis erbracht, daß diese Seite des Volkstums in Oberschlesien noch recht lebendig und die Einrichtung eines derartigen Archivs notwendig gewesen ist. Mit Hilfe der Volksliedwarten, die in den Kreisen systematisch sammeln, ist bereits in dieser kurzen Zeit wertvolle Kulturarbeit in unserem Grenzland geleistet worden. Wenn nun gar nach einer weiteren Sammelarbeit von 3—5 Jahren das gesamte Volkslied annähernd lückenlos in Oberschlesien erfaßt sein wird und das Material in einem umfangreichen wissenschaftlichen Sammelwerk der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden kann, wird sich erst die Größe und der Umfang dieses einzigartigen Unternehmens zeigen.

Nicht uninteressant ist der Betrieb im Archiv, das je eine Abteilung für die deutschen und die slavischen Texte nebst einer Handbücherei von 215 Nummern umfaßt. Jedes eingesandte Lied geht durch den Eingangs-Katalog und erhält seine Eingangsnummern. Darauf wird es dreimal abgeschrieben und nach Einordnung in die rings in Regalen aufgestellten Mappen mit der Standortsummer versehen, damit der Text nach Bedarf gleich herausgefunden werden kann. Während das Original in besonders fest gefertigten Kästen oder als Handschriften gebunden untergebracht ist, stehen drei Abschriften für die täglich vergleichende wissenschaftliche Arbeit zur Verfügung. Eine große Bedeutung kommt der Kartei zu, die nach jeder Richtung hin, sei es Anfangszeile, Motiv, Charakter des Liedes, Einsender, usw. Aufschluß gibt. Diesen Zwecken dienen auch die zur Zeit bearbeiteten stummen Karten von Oberschlesien, in denen die Verbreitung der einzelnen Lieder, die Sammelorte, die Tätigkeit der Volksliedwarten usw. eingetragen sind, und jedem Interessenten sofort eine übersichtliche Anschauung geben.

Die Anzahl der deutschen Texte beträgt 1500, und die der slavischen beträgt 300 Nummern. An der Spitze der Einsendung von deutschen Texten steht der Industriebezirk, vornehmlich aber der Kreis Beuthen mit 700 Nummern. Die systematische Sammlung ist hier bereits

in den Dörfern: Städt. Dombrowa (220 Nr.), Mikulitschütz (91 Nr.), Kofitnitz (102 Nr.) und Mieschowitz (180 Nr.) durchgeführt worden. Aus dem Stadtgebiet Hindenburg stuerte Malez 58 Lerte bei. Nach Abschluß der Sammelstätigkeit im Gleiwitzer Gebiet werden sich an der Hand dieses reichen Materials schon jetzt manche Richtlinien für den Charakter des deutschen Liedes im industriellen Oberschlesien finden lassen. An zweiter Stelle steht der Grottkauer Kreis, wo der Volksliedwart Dr. Schellhammer in ganz besonderer Weise für die Sammelstätigkeit wirbt, er konnte von Schmidtseltendorf 200 und Neugebauer-Seiffersdorf 138 Aufzeichnungen einsenden. Aus dem Ratiborer Gebiete stellte Hnykel 71 Lerte zur Verfügung. Der Kreis Esel ist mit 48 Nummern vertreten. Vom Kreis Oppeln sind 27, Kreis Neisse 29 und Kreis Gr.:Strehliß 28 eingesandt worden. Aus den letzten Kreisen ist bereits eine höhere Sammelstätigkeit angezeigt worden, jedoch stehen die Eingänge noch aus. — Besondere Verdienste für die Sammlung der Oberschlesischen Tanzarten hat sich Lehrer Pudollek-Mieschowitz erworben. Im 6. Bericht, der von dem Volksliedauschuß der deutschen Vereine für Volkskunde erstattet wurde, wird die Sammelstätigkeit in der Provinz Oberschlesien der deutschen Fachwelt mitgeteilt. (Vgl. auch im „Oberschlesier“, Jahrg. 1928, Heft IV, 175; IV, 205; VI, 344; XII, 711). Perlick.

Die hl. Dreikönige, das Krippengehen.

(Eine Anregung).

Das Umgehen der hl. Dreikönige und das Krippengehen sind bei uns in Dorf und Stadt noch im Schwange. Jedes Jahr um die Weihnachts- und Neujahrszeit sehen wir Knaben, die den Brauch ausüben, auch Mädchen mit Christkindelwiegen ziehen von Haus zu Haus. Alle die kleinen Spieler und Sänger sind meist gern gesehen. In den verschiedensten Teilen Oberschlesiens wurden alte Weihnachtsspiele oder Bruchstücke davon schon vor Jahren aufgezeichnet (Bogt, Drechsler, Perlick usw.). Während also wirklich gute, wertvolle Stücke im Volke noch lebendig sind, hört man anderer-

seits von den kleinen Darstellern auch viele zersungene, sinnlose, ja direkt häßliche Spiele. Es wäre eine schöne Aufgabe der volks- und heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften, hier eingzugreifen und die genannten Bräuche auf ein höheres Niveau zu bringen, in edlere Formen zu gießen. Es mußte eine Anzahl guter, bodenständiger Spiele schon jetzt ausgewählt werden und mit der Einübung — vielleicht unter Mitwirkung von Schule und Kirche — im nächsten Jahre beizeiten begonnen werden. Ebenso wäre eine Vereinigung des Liederschazes notwendig. Die Lieder werden durchgehends in jeder Hinsicht schlecht gesungen. Bei den deutschen Liedern herrscht leider das Kunstlied vor, obwohl auch schöne Weihnachtslieder nicht unbekannt sind, und teilweise sogar gedruckt vorliegen. Möge vorstehende Anregung schon nächste Weihnachten reiche Früchte zeitigen.

W. Krause.

Laß den Krieg, mein Junge!

Volkslied aus dem Kreise Beuthen. Roger 51.

Soldaten, Soldaten,
Die im Feld ihr streitet,
Streitet nur, ja, streitet,
Neisse aber meidet!

Wenn sie hin euch bringen,
Schöne Grüße klingen,
Grüße, Grüße klingen,
Uniformen schwingen.

Von der Eltern Rat und Lehren
Wollte ich nichts wissen,
Muß ob meiner Jugendjahre
Jetzt Tränen viel vergießen.

Laß den Krieg, mein Junge,
Laß ihn, ohne Trauern!
Wirft es niemals bedauern,
Wirft es niemals bedauern.

Der unregelmäßige Rhythmus entspricht dem Originaltext, eine Melodie zu diesem Liede bringt Roger leider nicht.

Auch hier offenbart sich die Abneigung des Oberschlesiens gegen den Krieg und das Soldatenleben; doch ist sie nicht allgemein. In Roger Nr. 4 heißt es ausdrücklich: „Ich bin

freiwillig gegangen (in den Krieg), nicht mit Gewalt genommen worden.“ In einigen Liedern — so Roger 4, 5, 53 und 54 — wird das Wohlgefallen am Seitengewehr und an der Uniform zum Ausdruck gebracht. In Nr. 5 wird der Säbel mit der Morgenröte verglichen, in Nr. 53 heißt es: „Habe ein schönes Seitengewehr und einen blauen Rock“, in Nr. 4: „Wirft mein Tuch (wohlgefällig) beschauen“. Die letzte Strophe von Roger Nr. 54 lautet: „Soldaten, gemalte Kinder; = so manches Mädchen wird euch nachsehen.“ Interessant ist auch der Vergleich in den letzten beiden Strophen von Roger 55: „Besser ist's, Vater, in den Krieg zu ziehen als zu heiraten und ein häßlich Weib zu haben; besser ist's, Vater, Soldat zu sein!“ — Die einst bedeutende Garnisonsstadt Neisse wird in oberchlesischen Volksliedern öfter genannt, in den Rogerschen Soldatenliedern noch in Nr. 50.

L. Ehrbof.

Germanismen in Rogerschen Volksliedern.

(Die Zahlen hinter den Wörtern geben die Nummern des Roger'schen Liedes an).

fajny (529), fana (496), felczar (301) = Feldscher, frejliczka (267) = Fräulein, furmann (453, 457), gwier (8, 18), kierzowek (123) bezw. kierzów oder kierzoweczek (196, 296, 476, 477, 478, 479, 480, 485), klapioty (8) = Klappen, landwiera (16), w landzie (54), libali (166) = liebten und polibali (166), liderajstwo (407) = liederliches Leben, mycerzka (66, 86), pantrontasze (16, 49), paseruje (41) = passiert, pucowac (8), rajtarowie (132) = Reiter, regiment (48), spacer (198, 103, 115, 259), szpas (30) und spafowal (59), tornister (30), urlop (4), wachowal (53), waltornie (31) = Waldhörner, wosta (84), winduja (138) = winden, flechten (ans Rad).

L. Ehrbof.

Der Flurnamen Skotnica.

Der Flurnamen Skotnica gehört zu den häufig auftretenden in den gemischtsprachigen Teilen Oberschlesiens. Die Bedeutung des Ausdrucks ist dem Oberschlesier nicht mehr bekannt. — Im Tschechischen heißt skot = Vieh, Vieh-

herde, skotak = Ruhhirt, skoten = Weide, skotnice desgl. Trift für das Vieh. Auch im Polnischen (Hochpolnischen) ist mindestens das Wort skotarz = Hirt gebräuchlich, wenn auch anscheinend weniger häufig. Das altpolnische Wörterbuch von Arct enthält skotnica und skotnik in der Bedeutung von Austrieb, Weg auf dem das Vieh hinausgetrieben wird, Weg, Straße überhaupt. Alle diese Ausdrücke gehen auf das altslawische skotu zurück, das „Vieh“ bedeutete. Da Vieh ehemals die Rolle des Geldes spielte, ist es erklärlich, daß skot dann auch einen Geldwert (eine Mark Silber) ausdrückte. Im Mittelalter rechnete man ja auch in Schlessen nach Skot. — Wir können also feststellen, daß Skotnica a) Viehweide, b) Viehweg, Weg bedeutet; dies stimmt auch bei allen Beispielen, die ich aus der Flurnamenabteilung des Archivs für oberchlesische Volkskunde in Beuthen entnommen habe.

1. Vor der Stadt Pleß gab es eine kleine neuere Kolonie, die vor etwa 80 Jahren Skotnica hieß.

2. Bei Myslowitz waren um dieselbe Zeit die große und die kleine Skotnica bekannt, beide werden als Weide oder Unland charakterisiert, außerdem gab es noch eine pasternik-Hutung.

3. In Peiskretscham gab es nach Dr. Ehrzaszcz zwei Skotnica-Acker.

4. Wieschowa, Kr. Beuthen. Flurn. Skotnica.

5. Scheitel des Chelmer Berges, Kr. Pleß, heißt Skotniza. Reste eines Kirchhofes in dem daselbst sich findenden Laubwäldchen, anscheinend ein neuerer Pestfriedhof.

6. Zernik, Kr. Gleiwitz. Die Skotnica ist die ehemalige Dorfweide.

7. Neben den Sohrauer Stadtdämmen auf Baranowitz zu lag der Viehtrieb Skotoiwa.

8. Zwischen Beuthen und Schomberg liegt ein ehemaliges Glashüttenhaus, das Skotnica genannt wird. Offenbar wurde der Name von dem Gelände auf das Gebäude übertragen.

9. In Schomberg hieß die ehemalige Gemeindegemeinde oder der Dorfsanger wiesun dól, im nahen Hohenlinde hieß die heutige Schulstraße ehemals Skotnica.

10. Bei Gleiwitz hieß das ehemalige Hospitalgrundstück Skotniwa; ein Acker auf dem Wege

nach Richtersdorf hieß ebenfalls Skotnicza.

11. In meinem Heimatdorf Mikultschütz, Kr. Beuthen, gab es 3 Glurn. Skotnica, heute ist ein einziger noch gebräuchlich. Nach kirchlichen Akten wurden um 1790 Äcker so genannt, die ehemals Gemeindeweide waren, und die sich der Guts herr gewaltsam angeeignet hatte. Außerdem gab es noch einen Dorfanger als Weide und einen Viehtrieb „pastuszyniec“ (pastuch-Hirt).

Aus kirchlichen Akten, die 250—280 Jahre zurückliegen, erfahren wir denselben Glurnamen in folgenden Orten:

12. In Oderberg wird eine via publica pro pellendis pecoribus vulgo Scotnica aut Wygon genannt

13. In Boguschowiz (Krhbn.) desgl. eine via vulgo Skotnica.

14. In Skalisz (Teschener Gegend) desgl. eine via dicta Skotnica.

15. In Dittmannsdorf (Frenstädter Gegend) eine via communis Skotnica Hanuskowa (= des Hannes, Johannes) dicta.

16. Auch in Gleiwitz wird von einem Garten in Skotnicza gesprochen, wahrscheinlich identisch mit 10.

Bei 12 ist zu bemerken, daß die Skotnica dem Oderberger Pfarrer gehörte und diesem von den Bürgern gewaltsam entris sen wurde. Bei 15. bezog der zuständige Pfarrer einen Zins von der Skotnica. Von zwei Skotnicen in Mikultschütz bezog der Guts herr Zins.

Es ist auffällig, daß die Gemeindeweiden auch in deutschen Ortschaften mit dem slawischen Skotnica benannt werden. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß dies vor allem auf den Einfluß der tschechischen Schriftsprache in Oberschlesien zurückzuführen ist. Interessant wäre ein Vergleich mit den einsprachigen Kreisen (Neisse, Neustadt, Leobschütz, Grottkau). Krause.

22. Festsitzung der Beuthener Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde.

Vom arbeitsfreudigem Schaffen der Beuthener Volkskundler in Stadt und Land zeugt die letzte in den Räumen der Stadtheimatstelle abgehaltene Festsitzung. Sie war diesmal sehr

ertragreich. Ihre Eröffnung erfolgte durch Mittelschullehrer A. Perlick, und es war erfreulich von ihm die schnellen Fortschritte des ober schlesischen Volksliederarchivs, dessen Leiter er ja ist, zu hören. So sind in der kurzen Zeit des Bestehens bereits 1434 deutsche und 186 slawische Volkslieder gesammelt, abgesehen von den Volkstänzen. Eine sehr fleißige und reiche Sammlung ist z. B. von Lehrer Schmidt-Geltendorf eingegangen, und sie verdient es, öffentlich genannt zu werden. Lehrer Freiherr-Rokittnitz erklärte aus den Beständen des Beuthener Museums die verschiedensten Schlossformen. Vom primitiven Kiegel-Holzschloß über das Schnapp- bis zum Vorläufer des modernen Heimschuß-Schlösses sind alle Arten vertreten, die einfachsten, wie auch die kunstvollste Zierarbeit. Es wurde angeregt, die alten Bezeichnungen für die Formen zu ermitteln.

Der Volkskundler des Beuthener Landes, Lehrer Chrobok-Miechowiz regte das Sammeln von Volksheilmitteln, wie Salben, Rezepte, Tees usw. an. Alte Teesammler, Schäfer und ähnliche Leute sollen befragt werden. Ein Bericht, der so recht eindringlich einmal das Sammlerpech und die eindeutige Ausdrucksweise des Volkes beleuchtet, machte ebensoviel Spaß, wie das Vorlesen eines Briefes, den sich zwei ober schlesische Nebenbuhlerinnen schrieben. Das Sammeln solcher Volksbriefe, der Feldpostbriefe aus der Kriegszeit, von Entschuldigungszetteln und ähnlichem soll ebenfalls erfolgen.

Der Leiter der volkskundlichen Werkstätten, Lehrer Schyma-Karf sprach über die volkskundliche Sacharbeit, volkskundliche Modelle, Kenntnis und Technik der Sach-Volkskunde und Werkunterricht. Hierbei erklärte sich unser Heimatdichter Bergmann Karl Mainka-Miechowiz bereit, bei den Vorarbeiten der Modelle, industriell-bergkundlicher Art mit Zeichnungen und Angaben behilflich zu sein.

Ein Referat über die Arbeit von Dr. Boeschlich über den „Totentanz“ und über ein methodisches Werk: „Deutsche Volkskunde“ von Fritz Brather, hielt Mittelschullehrer Bolik-Miechowiz. Nach ihm sprach der Bergmannsdichter Mainka über „Allgemeine Redensarten des

oberschlesischen Volkes, besonders des Industriebezirktes". Walter Krause-Rokitnick behandelte dann die fränkischen Hofstere im Beuthener Land und im übrigen Oberschlesien. Stud. jur. et. phil. Vorzugski berichtete über die Vorarbeiten, die sich für die Volkskundler beim Aufbau der schlesischen Ausstellung für Theaterkunde 1929 in Oppeln ergeben. Hierfür werden genauere Fragebogen bearbeitet und gehen alsbald ins Land hinaus. Ferner sprach er über obererschlesische Pennälersprache, speziell über die von Beuthen. Die Veröffentlichung einer größeren Arbeit über dieses Gebiet wird in den neuen „Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins" erfolgen.

Ein Renner des obererschlesischen Kasperlespieles Mittelschullehrer Kozias-Mikulitsch behandelte diesen Fragenkreis. Der fortgeschrittenen Zeit wegen konnte ein praktisches Vorführen mit den neuen Puppen nicht mehr erfolgen. Eine Uraufführung des „Faust" für Handpuppen ist für die nächste Zeit vorgesehen. Damit war man am Ende der Arbeitssitzung dieses Kreises, der zugleich den größten Teil der fachlichen Mitarbeiterchaft der Abteilung für Heimat- und Volkskunde am Beuthener Museum bildet.

Gollor.

Alte Bienenzucht in Oberschlesien.

Fragebogen Nr. 1.

Februar 1929.

1. Bienenwohnung.

Wo sind noch Waldbienenstöcke (im Walde stehende Bäume mit ausgehöhlten Räumen) vorhanden?

Wo waren etwa künstliche Bienenstöcke auf Bäumen aufgestellt?

Wo sind Klogbeuten im Dorfe verbreitet (Anzahl, Skizze, Photos? Wer ist der Hersteller der Beuten? Inneneinrichtung?

Wo stehen etwa Klogbeuten schräg oder liegen auf der Erde? Wo ist der Behandlungsschlitze angebracht (Rücken, seitwärts)? Form des Flugbrettes!

Wo sind Liebhaber-Klogbeuten (Klog als Figur geschnitten) vorhanden (Skizze, Photos)?

Wo sind Strohkörbe (Stülper) verbreitet? Form! Technik des Bauens, des Flechtens! Wer ist der Anfertiger? Aufstellung der Körbe! „Bienenstände", Inneneinrichtung.

Etwaige andere Formen von Bienenwohnung. (Rutenkörbe, Walzen!).

Seit wann ist der Dzierzon-Stock in ihrem Dorfe heimisch?

Mundartliche Bezeichnung aller Teile des Bienenstockes.

2. Geräte des Imkers.

Mundartliche Bezeichnung! Ältere Geräte (Skizze, Photos)! Bestehen noch ältere Vorrichtungen zum Wachspressen?

3. Sitte, Brauch und Glaube.

Rechtliche Bezeichnungen beim Schwärmen! Strafe gegen Bienendiebe! Wann wird der Frau der Zutritt zum Bienenstock nicht gestattet? Einweihung eines Stockes. Todesfall des Bienenaters! Bienen am hl. Abend!

4. Die Biene in Sage und Märchen. Warum die Biene bei dem Stechen sterben muß? Warum sie den Kollke nicht besucht? u. a. P.

Fahrendes Volk in Oberschlesien.

Fragebogen Nr. 2.

Februar 1929.

1. Der Drehorgelmann.

Was für ein Instrument besaß er (Pfeifen oder Walze)? Ist der Hersteller dafür etwa bekannt? Führt er Tiere mit sich, Affe, Hund, Papagei? In welcher Form bedient er sich ihrer? Werden sog. Wahrsagebriefe verkauft? Sind die Musikstücke bekannt? Aus welchen Kreisen stammen die sog. Leiermänner? Wie wird die Leier betrieben? Bedient man sich auch der Ziehharmonika? Gibt es für sie volkstümliche Namen? Welche anderen Instrumente gebraucht man dabei noch und wie? Schließen sich bisweilen mehrere Musikanten zu einer Truppe zusammen? In welcher Weise? Welche Instrumente sind vertreten? Wie wird der Verdienst verteilt? Was wird gespielt? Wo treten sie am liebsten und am meisten auf? Waren diese Volksmusikanten mit besonderer Kleidung versehen?

2. Dudelsackpfeifer.

Was weiß man von ihm? Wie trat er auf? Wie spielte er? Was spielte er? Woher kam er?

3. Was ist über das Gewerbe der Scherenschleifer, Drahtbinder, Taschenspieler, Harfenisten, Bärenführer, Seiltänzer, Kameltänzer, Kameltreiber,

Goralen und anderes fahrendes Volk und Schausteller bekannt?

In welcher Meinung standen sie beim Volke? Sind besondere Kunststücke bekannt? Ihre Lieder und Musikstücke? In welcher Weise traten sie auf? Wo? Was für Entgelt erhielten sie? Verbanden sie sich zuweilen zu Trupps? Woher kamen sie eigentlich? Waren sie gern gesehen oder nicht? Weshalb? Wie standen sie zu den Ortsbehörden? Wann und zu welcher Zeit fanden sie sich ein? Wie war ihre übrige Lebensweise? Wie verhielten sich die Kinder zu ihnen? In welchem Zusammenhang standen sie zu Volksfesten? (Kirnies u. a.)

4. Moritatenfänger.

Waren es Männer oder Frauen? Was brachten sie? Sind ihre Moritaten noch bekannt? (Bruchstücke?) Welche sind es? Welche Weisen? Kann man sich noch auf die gezeigten Bilder entsinnen? Kennt man etwa den Hersteller? In welcher Weise zogen sie im Land herum? Wie war die Bezahlung?

5. Böhmaken („Kempner Juden“). Was ist noch über diese Musikanten zu erfahren? Wie kamen sie zu ihrem Namen? Ist ihre Heimatgegend oder Heimatort bekannt? Was wurde von ihnen gespielt? Welche Instrumente waren vertreten? Hatten sie eine besondere Kleidung? Art der Bezahlung?

6. Die Zigeuner.

Die Zigeuner im Volksmund und -glauben? Hatten sie Beziehung zu Volkschaustellungen? Wann kamen sie am häufigsten? Ihre Stellung zu Volk und Ortsbehörden? Ihre Wahrsagekünste? Ihr Entgelt? Wie lebten sie? Abten sie selbst irgendwelche schaustellerischen Künste aus? B.

Dramatische Volkskunst.

Fragebogen Nr. 3. Februar 1929.

1. Das Kasperletheater (Handpuppentheater).

War es nur Kindertheater oder gingen auch Erwachsene hin? Wann wurde es besonders gepflegt? Von wem? Wo fanden die Aufführungen statt? Wie wurden sie bezahlt? Was gab es für Bühnentypen (Bühnenfiguren)? Aus welchem Material waren sie hergestellt? (Holz, Stoff, Kartoffel u. a.)? Ihr sonstiges

Aussehen, Tracht? Welche Stücke? In welcher Art wurde gespielt? Waren an der Vorführung mehrere Personen beteiligt? Gab es ein Zeichen für den Beginn der Vorstellung? Ausrufen, Klingelzeichen, Klopfen o. a.? Woher stammen die gespielten Kasperlestücke? Wer ist ihr Erzeuger? Was ist über die verwendeten Geräte zu sagen? Was über Tiere im Spielplan? Der Kasper auf Volksfesten? Woher kamen die Kasperspieler? Gibt es einen ober-schlesischen Namen für die Figur des Kaspers? Sind noch Spiele bekannt, auch Bruchstücke? Spielt die Musik dabei auch eine Rolle? Gab es im Handpuppentheater auch Kulissen? Wie waren die Beleuchtungsvorrichtungen? Die Szenen und ihre Folge? Gab es Spielfolgen, Theaterzettel? Wie sah das Theater selbst aus? Weiß man etwas über die Spieler, ihren Lebensgang? (Biographisches)? Wurden Lieder gesungen? Welche? Der Kasper und die Ausführung seiner Rolle? Wurde etwa aus dem Stegreif gespielt? Gibt es noch Handschriften der Kasperstücke, oder gedrucktes Material? Gibt es noch Hersteller von Kaspertheater und -figuren? Sind sie nicht auch zugleich Spieler? Welche Beziehungen hat das Kasperlespiel zu größeren Veranstaltungen und Volksfesten? Was ist sonst noch dazu zu sagen?

2. Schattentheater.

Ort und Zeit der Aufführung? Die Ausstattung und die Requisiten des Theaters? Stellung zum Wirt und zu den Ortsbehörden? Gab es besondere Gelegenheiten zum Auftreten? Welche Stücke wurden gespielt? Ihr Stoffkreis? Welche waren besonders beliebt? Gab es sogen. Lieblingsfiguren? Wer waren die Besucher? Eintrittsgeld? Regie und Inszenierung? Gibt es noch Rollenbücher? Zeichnung bei Beginn? In welchen Rahmen kam es zur Aufführung? Wer spielte? Sind etwa Reste aus modernen Theaterstücken verwendet? Spielfolgen, Theaterzettel? Gab es irgendwelche Beziehungen zur Musik? Gibt es sonst noch etwas, was zu sagen nötig ist?

3. Das Marionettentheater.

Wie sah das Theater aus? Wo stand es? Wann wurde gespielt? Welche Stücke ihr Stoffkreis? Was ist über die Puppen zu sagen? Was über Ausstattung, Kulissen, Requisiten? Wie war die Technik des Spiels?

Ezenenfolge, Dauer der Pausen, etwaige Umbauten? Zeichengebung? Eintrittsgelder? Verwendung von Musik? Wer waren die Haupthelden? Die Wirkung der Stücke auf die Zuschauerschaft? Wurde auch aus dem Stegreif gespielt? Sind Rollenbücher aufzutreiben? Oder auch nur Bruchstücke? Theaterzettel? Sind besondere Namen aus den Stücken bekannt? Hatte der Kasper in diesem Rahmen eine besondere Rolle? In welchem Rahmen wurde Marionettentheater gespielt? Die Herkunft der Spieler? Das Technische dieses Theaters? Beleuchtungsfragen? Was war von den Stücken beliebt? Kann sonst noch etwas gesagt werden?

4. Das Volksschauspiel.

Beweggründe zur Aufführung und der Rahmen? War es Dilletantentheater oder Vorführungen einiger Trupps? Wer gehörte zu einer solchen Theatergesellschaft? Gibt es unter dem Volke einheimische Spieler? Die Kirche, Behörden und das Schauspiel (Verbot)? Stoffpreis: Paradies-, Weihnachts-, Advent-, Heiligen-, Nikolaus-, Dreikönigs-, Passions-, Sagen-, Legenden-, Kasper-, Ritter-, Märchen-, Biblischer-, Räuber-, Kommer-, Winter-, Herodes u. a. Spiele.

Was hat man über Ausstaffierung, Gebärde, Mimik, Sprache, Bewegung zu sagen? Was über darstellerische Sitten? Ist eine regelmäßige Spieltätigkeit zu verzeichnen? Die Regie und Inszenierung? Rücksichten auf bürgerlichen Beruf und Erwerb? Gab es hierfür Theatervereinigungen? Wo wurde gespielt? Mit Volksfest verbunden? Gibt es oder gab es im Volke besondere darstellerische Neigungen und Anlagen? Wie wirkten sie sich aus? Art und Weise des Vortrages? Aufzüge und Aufmachung? Die Herstellung der Masken, Kostüme und Requisiten? Reste aus modernen Theaterstücken? Couplets als Reste?

Ursprung des Wortlautes der Stücke? Wie und wo leben solche Dichter? Rollenbücher und ähnliche Handschriften? Geräte? Spielfolgen (Theaterzettel)? Biographisches von den Spielern? Zeichengebung (Ruf, Klingel, Trompete usw.)? Instrumental- und Vokalmusik? Eintrittsgelder? Technisches? Werbung für die Aufführungen? Ihre Art und Weise? Zeit des Spiels (Nachmittag, Abend)? Beleuchtungsfragen? Beliebte Gestalten des Spiels? Wirkung auf die Zuschauer? Welche Volksstücke waren beliebt? Sind Einzelheiten, auch mit Veränderung, ins Volk gedrungen? Wer brachte die Kosten auf? Wer hat die Bühne(n) eingerichtet?

Anhang.

Theater bei Schulfesten? Das Theater, der Schauspieler im Volksmund? Gab es dabei Schulden? Ihre Tilgung? Wer ging ins Theater? Liebhabertheater? Theaterwirren? Religiöses Schauspiel? Verbotene Stücke? Gründe dafür? Was ist über Kinder-, Bauern-, Dorftheater bekannt? Gab es sogen. Bühnensterne? Welche Rolle spielt der Zirkus? Art und Weise, Zeit seines Auftretens? Sind Namen von Schaustellern, Direktoren bekannt? Die Person des Clowns. Die Beliebtheit „Lebenden Bildern“ und Gelegenheit dazu? Ballet, Varietee und das Volk? Die Wirkung von Revuen und ähnliches? Theater und Volksfeste (Pfingstrummel)? Einflüsse der Schule, Kirche und Schrifttum? Sonstiges?

Erwünscht ist: die Einsendung von Lichtbildern aller oben näher bezeichneter Personen, Gegenstände und Ortlichkeiten von Rollenbüchern und anderen Handschriften, von verwendeten Noten (auch Abschriften von Masken, Kostümen, Requisiten, Puppen, Geräten u. dergl. von Angaben über etwaige Aufbewahrungsorte, von Angaben über andere Gewährsleute, von Theaterzetteln, Plakaten, Verordnungen usw.

Hr. Elisabeth Grabowski ist am 11. Febr. 1929 gestorben

Sie war uns in ihrem frohen und fleißigen Schaffen eine vorbildliche Mitarbeiterin und Begeleiterin, deren Andenken wir immer in Ehren halten werden. Ihr Name ist unauslöschlich mit der jungen, ober-schlesischen volkskundlichen Forschung verbunden.

Brahmne — Großmutter — Mutter und Kind
 Im trauten Heim beisammen sind,
 Verfüßt ihr Blick — froh ihr Wesen,
 Warum — —? Weil alle es lesen:

Paul Kuher's



Sagen aus den schlesischen Waldbergen

Es enthält keine Märchen, sondern Sagen, die der Verfasser von der Quelle,
 aus dem Volke geschöpft hat und die er in leicht faßlicher Weise wiedergibt.
 Das Buch ist in Ganzleinen gebunden, hat 274 Seiten Text und ist reichlich mit Illustrationen
 versehen. Es eignet sich in hervorragender Weise zu Geschenken für die Jugend. Aber auch der
 Erwachsene wird es nicht aus der Hand legen, ohne von seinem Inhalt voll befriedigt zu sein.

Preis RM. 4.50

Zu beziehen in allen Buchhandlungen oder direkt beim

Verlag „Deutscher Wille“ G. m. b. H.
 Birkenwerder bei Berlin.

Schlesische Monatshefte

**Eine Heimatzeitschrift von wirklich
ausgeprägter und hoher Eigenart**

nicht nur eine erstklassige, reich illustrierte Heimatkunde moderner Haltung, sondern zugleich ein Sprechsaal für alle die namhaften Schlesier und über Schlesien schreibenden Fremden, die unsere provinzielle Kultur mit der gesamtdeutschen und europäischen verbinden.
(Aus unserer Anerkennungsmappe)

**Das repräsentative Organ für
Kultur und Schrifttum der Heimat**

Monatlich 1.— RM. Probeheft und Prospekt bei Bezugnahme auf diese Anzeige frei durch den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Schuhbrücke 83

Die Programme

*der Schlesischen Sender
werden reichhaltig
illustriert und erläutert
in der*

Schlesischen Funkstunde

*dem einzigen offiziellen
Organ der Schlesischen
Funkstunde A. G.*

Schlesischer Funkverlag

G. m. b. H.

Breslau 18/Im Sendehaus.

**Röhrengerätbesitzer lesen
Ausgabe B mit genauem
Europaprogramm!**

Schütze Dein Auge!

Rat und Hilfe durch die

Optische Zentrale

Inh. C. H. Hauschild, Oppeln
Krakauer Strasse 32 — Tel. 510

Brillienlieferung für sämtl. Krankenkassen
Billigste Preise!

Alle Rezeptsachen u. Reparaturen sofort



**Uhren,
Gold- und
Silberwaren**
gut und preiswert
bei

C. H. Hauschild
OPPELN

Tel. 510 Krakauer Str. 32 Tel. 510
Eigene Reparaturwerkstatt!

OPPELNER KAFFEE-RÖSTEREI ERNST HERRMANN - OPPELN

Telefon Nr. 193

Krakauer Straße 37

Telefon Nr. 193

DER GUTE BOHNEN-KAFFEE

von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma in den
Preislagern von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund

Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.



MASCHINENFABRIK KAPPEL-CHEMNITZ

OBERSCHLESIER!

Die einzige Funkzeitschrift, die Eure Interessen beim
Schlesischen Rundfunk sachlich u. zielbewußt vertritt, ist die

Ostdeutsche Illustrierte Funkwoche

Herausgeber: FRITZ ERNST BETTAUER

Im Straßen- und Buchhandel überall zu haben.

Zur Hundertjahrfeier 1928



Karl Kobald

Franz Schubert

496 Seiten, 70 Bilder und 2 farbige Tafeln
Geh. RM. 7.—, Leinen RM. 10.—

Schubert, und als Hintergrund das Wien der Biedermeierzeit, die lieblichste und entzückendste Kulturepoche der alten Kaiserstadt, konnte keinen gemütvolleren und sachkundigeren Biographen finden als Kobald, dessen reich illustrierter „Beethoven“ — vier Wochen nach Erscheinen schon im 5.—9. Tausend — sich andauernd im In- und Ausland der größten Nachfrage erfreut.

In guten Buchhandlungen erhältlich!

Amalthea-Verlag

Zürich-Leipzig-Wien.

Der Klassenlesestoff
für 1929:

Gotthold Ephraim Lessing

Ein Lesebogen von
Alfons Seyditz

Sofort bestellen!
Soeben neue Auflage!

Preis nur 10 Pfg.

Verlag Priebatsch, Breslau 1



Auch in Gleiwitz

Telefunken-Sender

darum verwendet nur



TELEFUNKEN-

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,
Kondensatoren, Körting-Transformatoren

überall erhältlich

Telefunken-Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.

BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.

Fernruf Stephan 37089.